

Friedensmacher Lech Walesa: «Ich würde mit Putin verhandeln»

Nummer 20 – 17. Mai 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7,40

DIE WELTWOCHEN



Treibhaus-Effekt: Dichtung und Wahrheit

Kleine Geschichte der Religion vom menschengemachten Klimawandel.

Philipp Mühlstein

Sexualisierung der Schule

Gender-Unterricht: Stäfa ist überall. *Christoph Mörgeli und Marcel Odermatt*

Barbie ist ein Vorbild

Glitzerglänzende Lebensfreude, gutgelaunte Unabhängigkeit.

Sarah Pines

**William Shatner
alias Captain Kirk**
Sein Leben ist grösser
als Hollywood



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.

MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

CALATRAVA REF. 5226G

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Es kommt gut

Glaube ich an Gott? Hauptsache, er glaubt an mich. Viele Christen sehen das anders. Sie meinen, wir müssen uns abstrampeln, häufig in die Kirche gehen, ein gottgefälliges Leben führen – so als ob wir jemals wissen könnten, was Gott, wie wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks den Allmächtigen nennen, will. Im Wunsch, Gott zu gefallen, steckt bereits der Wunsch, ihn zu vereinnahmen.

Das aber, sage ich als Nicht-Theologe, ist logisch unmöglich. Gott ist allmächtig – und damit unbestechlich. Wie kann Gott allmächtig sein, wenn wir ihm durch unsere Handlungen gefallen, ihn auf unsere Seite ziehen, ihn durch Menschenwerk zum Erfüller unserer Wünsche machen könnten? Gott ist kein Handlanger. Gott ist Gott. Allgegenwärtig, aber für uns Menschen unverfügbar.

Jahrhundertlang, eigentlich noch immer, haben die Menschen Gott vereinnahmt, missbraucht, ihn für ihre Zwecke eingespannt als Diener, als Sklave, als Erfüllungsgehilfe ihrer Ambitionen. Gott war käuflich. Er salbte Schwerter, heiligte Kriege, adelte die «Guten», vertilgte die «Bösen». Im Namen Gottes verhökerten die Kirchen einst das Seelenheil.

Mutige «Protestanten» protestierten gegen den Aberglauben. Sie öffneten den Gläubigen die Augen und entlarvten die Kleriker als Heuchler, die von Gott reden, aber sich selber meinen. Das war der Befreiungsschlag der Reformation, der dann auch den Katholiken half, den falschen Glauben abzulegen. Christentum bedeutet seither: Misstrauere jedem, der sich für Gott hält.

Heute ist Gott etwas ausser Mode geraten, aber noch nie gab es so viele Menschen, die sich an seine Stelle setzen wollen, die ihre Vorstellungen und Meinungen, ihre «Werte» und

Interessen über alles andere stellen, die sich berechtigt und ermächtigt fühlen, auf andere herabzublicken wie einst die Ablasshändler und die Kirchenbonzen, die Gott benutzten, um die Menschen einzuschüchtern.

Gute Menschen tun Gutes. Gutmenschen benutzen Gutes, um nur gut zu scheinen. Es geht ihnen nicht darum, Konkretes zu bewirken. Es geht ihnen um ihr Ansehen, um die Macht. Ihr

Im Wunsch, Gott zu gefallen, steckt bereits der Wunsch, ihn zu vereinnahmen.

Erfolg ist erstaunlich. Die Medien hofieren sie, in der Politik geniessen sie Ansehen. Ihr gottloses Frömmertum wirkt für viele oberflächlich überzeugend. Meistens reden sie süsslich, heucheln Toleranz.

Hütet euch vor den Gutmenschen! Früher bedienten sie die Folterwerkzeuge der Inquisition. Heute arbeiten sie mit den verfeinerten Instrumenten der Anschwärzung, der Ausgrenzung, der sozialen Exekution. Ihr Scheiterhaufen ist die politische Korrektheit. Ihre Macht liegt in der Eitelkeit ihrer Opfer, die den Heuchlern gefallen wollen – wie einst die falsch gewickelten Christen dem lieben Gott.

Der Mensch giert nach Anerkennung – und nach Rechtfertigung. Ich verstehe das Christentum so, die Vorstellung eines dem Menschen zugewandten, aber nicht instrumentalisierbaren Gottes, dass wir mit der Geburt bereits erlöst sind. Die Rechtfertigung ist die Urtatsache unserer Existenz – beglaubigt durch das Wundergeschenk des

Lebens, das wir ohne jegliches Zutun unverdient bekommen haben.

Wir brauchen keine Moralindealer oder Abolutionsverkäufer. Jeder Mensch kommt in den Himmel, zurück ins Paradies, Asche zu Asche, Erde zu Erde, Staub zu Staub, egal, was er in seinem Leben anstellt. Ich höre schon den Aufschrei! Was aber unterscheidet mich dann noch von einem Dschingis Khan? Vielleicht nur dies: dass ich niemals den Verführungen einer solchen Macht erliegen konnte.

Hier liegt die wahre Sprengkraft, die Erschütterung der christlichen Lehre: Sie befreit uns von den Anmassungen unserer Moral, von der Überheblichkeit, wir seien etwas Besseres und befugt, moralisch über andere zu richten. Christlich ist gerade nicht, sich im Besitz einer höheren Moral zu wissen, sondern tröstliche Verunsicherung, Demut: Wir sitzen alle zusammen in der gleichen Tinte.

Übung abgebrochen! Hört auf, nach moralischer Rechtfertigung zu streben. Bildet euch nichts ein. Haltet euch von den Heuchlern fern, die von ihren flachen Anhöhen herabpredigen. Richtet den Blick nach vorn, schielt weder links noch rechts darauf, was andere machen. Schaut höchstens ab und zu nach oben. Dort sitzt die rätselhafte Macht, der wir alles, was wir sind, verdanken.

Es kommt gut. Aber Christen leben gefährlich. Kein Wunder, werden sie verfolgt. Menschen haben es nicht gern, wenn man ihnen das Podest wegnimmt, auf das sie sich über andere stellen. Das Gefühl, zu den absolut Guten zu gehören, ist eine der mächtigsten Drogen, und der Entzug tut weh. Die christliche Lehre ernüchtert, macht bescheiden. Frohe Auffahrt! R. K.

Gender-Ideologie in der Schule, Lech Walesa im grossen Gespräch, Margit Osterloh und Katja Rost demontieren Feminismus-Dogma, Wer ist Robert F. Kennedy Jr.?, Optimismus-Guru William Shatner

Die *Weltwoche* machte letzte Woche publik, dass an der Sekundarschule in Stäfa ein «Gender-Tag» durchgeführt wird. Seither streitet die Öffentlichkeit über Sinn und Unsinn solcher Veranstaltungen. Die Behörden der Zürichseegemeinde beschlossen schliesslich, den Anlass abzusagen. Doch der «Gender-Tag» ist keine Ausnahme. Er gehört zu einem System, das sich längst schweizweit etabliert hat, wie Christoph Mörgeli und Marcel Odermatt recherchiert haben. **Seite 20**

Lech Walesa ist sich seiner Leistungen bewusst: «Es gibt keine Sowjetunion mehr. Es gibt keinen Warschauer Pakt mehr, Deutschland ist wiedervereintigt, und alle Armeen Moskaus wurden aus den Warschauer-Pakt-Ländern zurückgezogen. Mehr konnte ich nicht erreichen», sagt der polnische Arbeiterführer, ehemalige Staatspräsident und Friedensnobelpreisträger, als ihn Autor Oliver Stock in Innsbruck trifft. Aber hat der gelernte Elektriker, der tatsächlich einmal die Welt unter Strom gesetzt hat, auch einen Plan für die Zukunft? Er hat. Allerdings ist es keiner, den er noch umsetzen will. «Ich bin nur ein alter Revolutionär», sagt er. **Seite 24**

Seit Tagen prügeln Journalisten und Politikerinnen auf Margit Osterloh und Katja Rost ein. Die beiden Professorinnen haben in einer Studie nachgewiesen, dass es an der Uni Zürich und an der ETH keine Diskriminierung von Frauen mehr gibt. Auch in den Arbeits-



Welt unter Strom:
Friedensnobelpreisträger Walesa.

märkten werden Frauen heute nicht mehr benachteiligt, wie empirische Untersuchungen belegen. Die Mehrzahl der Studentinnen, so das Ergebnis einer repräsentativen Umfrage, heiraten lieber einen wohlhabenden Mann, als eine akademische Karriere anzustreben. Für ihre Befunde werden Osterloh und Rost jetzt als Nestbeschmutzerinnen beschimpft. Philipp Gut hat mit den beiden unerschrockenen Wissenschaftlerinnen gesprochen, die sich selbst als «Feministin» beziehungsweise als

«sehr emanzipierte Frau» bezeichnen. Sie berichten über ihre Erfahrungen im Auge des perfekten Shitstorms und sezieren den Mythos Diskriminierung. **Seite 28**

In den USA sind sie so etwas wie die Royals. Jetzt steigt mit RFK Jr. erstmals seit fünfzig Jahren wieder ein Kennedy ins Rennen um die Präsidentschaft. In Mainstream-Kreisen gilt der Umweltaktivist und Impfgegner als Verschwörungstheoretiker. Doch in Umfragen erzielt Robert F. Kennedy Jr. unter Demokraten bemerkenswerte 19 Prozent Zustimmung. Anders als seine Kennedy-Vorfahren, die ungeachtet ihrer privaten Skandale und Tragödien stets Aufbruch und Hoffnung verkörperten, lautet RFKs Botschaft, dass alles schlechter wird. «Sein Pessimismus widerspiegelt die Paranoia des digitalen Zeitalters», schreibt Rosie Gray in ihrem Porträt. **Seite 32**

William Shatner, 92, ist ein Phänomen: Er hat seinen Kultstatus als «Star Trek»-Captain James T. Kirk nicht einfach verwaltet, sondern baute ihn über die Jahrzehnte aus. Er schreibt Memoiren, produziert Musikalben und ist Hauptdarsteller eines neuen Dokumentarfilms des Schweizer Alexandre O. Philippe. Unser Autor Harold von Kursk nahm die Biografie des Film-Urgesteins unter die Lupe und kommt zum Schluss: Shatner ist Hollywoods Philosoph der Lebensfreude, ein Optimismus-Guru, wie er uns allen guttut. **Seite 53–57**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Den Schmerzen davonlaufen

kybun & Joya - die gesunden Schweizer Schuhe

Mit den Schweizer Luftkissen-Schuhen kann man einfach den Schmerzen davonlaufen. Die Besonderheit von kybun Joya Schuhen sind die einzigartige weichelastische Sohle: Jeder Schritt versetzt Sie für Sekundenbruchteile in Schwerelosigkeit und schont dadurch Ihre Gelenke. Schon nach den ersten paar Schritten spüren Sie es: Noch nie haben Sie einen vergleichbaren Schuh getragen! Die kybun Joya Schuhe können den ganzen Tag getragen werden. Sie sind besonders geeignet für Menschen, die im Berufs- und Privat-

leben lange stehen. Die Luftkissen-Sohle verhindert schwere Beine, brennende Füße, Rückenschmerzen und Venenprobleme. kybun Joya empfiehlt sich besonders bei Fussproblemen, wie Hallux oder Fersensporn, da das weichelastische Material sich immer dynamisch an die Form der Fusssohle anpasst.

Von Medizinern empfohlen

„Diese Schuhe fördern das Gleichgewicht und aktivieren die Muskulatur von den Zehen bis in den Rücken: die kybun Joya Schuhe sind hilfreich in der Behandlung von

Fersen- und Vorfusschmerzen und werden gerne zur unterstützenden Behandlung bei Achillessehnen- und Rückenschmerzen eingesetzt.“
Dr. med. Markus Müller, Facharzt für Orthopädie, Luzern



Schweizer Luftkissen-Technologie

Vorteile und Wirkung

- + Weichster Trage- und Gehkomfort
- + Entlastung der Füße ab dem ersten Schritt
- + Ideal bei Hallux und Fersensporn
- + Schont die Gelenke und entspannt die Rückenmuskulatur

RÜCKENPROBLEME?



FUSSSCHMERZEN?



KNIEBESCHWERDEN?



kybun & Joya Schuhe entlasten Ihre Füße

- ▶ Entlastet den Rücken
- ▶ Verwöhnt die Füße
- ▶ Fördert gesundes Gehen



kybun & Joya finden Sie hier:

kybun Joya Bern
Spitalgasse 36
3011 Bern
www.anderhub.ch

CTPLAN
Hauptstrasse 45
4450 Sissach
www.ctplan.ch

kybun Joya Schwyz
Herrngasse 6
6430 Schwyz
www.kybun-joya.swiss

kybun Joya St. Gallen
Merkurstrasse 1
9000 St. Gallen
www.kybun-joya.swiss

kybun Joya Sennwald
Simon Frick-Strasse 3
9466 Sennwald
www.kybun-joya.swiss

upswing Thun
Aarestrasse 14
3600 Thun
www.upswing.ch

kybun Joya Luzern
Pilatusstrasse 24
6003 Luzern
www.anderhub.ch

upswing Winterthur
Unterer Graben 3
8400 Winterthur
www.upswing.ch

kybun Joya Arbon
Stickerstrasse 4,
9320 Arbon
www.kybun-joya.swiss

upswing Basel
Aeschenvorstadt 10
4051 Basel
www.upswing.ch

kybun Joya Zug
Industriestrasse 15b
6300 Zug
www.kybun-joya.swiss

Gesundheitszentrum Rüti
Ferrachstrasse 4
8630 Rüti ZH
www.gesundheit-rueti.ch

kybun | **Joya**



Dogma gestürzt: Katja Rost. S. 28



Blonde Ikone: Barbara Millicent Roberts. S. 42



Plötzlich EU-Turbo: Ignazio Cassis. S. 27

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Eros der Revolte
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Gigi Oeri
- 10 Tagebuch Raeto Raffainer
- 13 Bern Bundeshaus
Livia Leus überraschender Abgang
- 14 Treibhauseffekt
Dichtung und Wahrheit
- 16 Weisheit des Herzens
Notizen eines Tagediebs
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
Grenze des Wahnsinns
- 18 Mörgeli
Das beste aller Argumente?
- 18 Berlins neue Mauer
Graben um den Reichstag
- 19 Peter Bodenmann
Den Grünen fehlt mehr als ein Bundesrat
- 20 Sexualisierung der Schule
Gender-Tag in Stäfa
- 22 Fulvio Haefeli Strassburg bevormundet
Europas Demokratien
- 23 Michèle Binswanger
Verschwörung gegen eine Journalistin
- 24 Gespräch mit Lech Walesa
«Ich würde mit Putin verhandeln»
- 27 Cassis dreht am Karussell
FDP-Bundesrat fürchtet Abwahl
- 28 Margit Osterloh und Katja Rost
Zwei Frauen stürzen ein Dogma

- 30 Türkei zuerst Auch ohne Erdogan
wird sich wenig ändern
- 31 Kurt W. Zimmermann
Kühles Bad im Gardasee
- 32 Eine Hoffnung namens Kennedy
RFK Jr. will ins Weisse Haus
- 36 Ava Gardner
Vom Glück des Nichtstuns
- 37 Stefan Baron Europas Hirntote
- 38 Schöne neue Welt
Revolution ist machbar, Herr Nachbar
- 39 Ist die Schweiz ein Polizeistaat?
Kostenfaktor Strafverfolgung
- 40 Jan Fleischhauer Was ist mit meinem
Freund Roger Köppel geschehen?
- 42 Barbie ist ein Vorbild
Die Faszination lebt
- 44 Joe Bidens gutgeölte Geldmaschine
Die Medien schweigen eisern
- 45 Anabel Schunke Ein bisschen Liebe
- 46 Stalins Werk und Jelzins Beitrag
Geschichte der Ukraine
- 49 Tamara Wernli
Wenn Feministen Frauen nicht verstehen
- 50 Leserbriefe
- 51 Nachrufe
Peter Zeindler, Grace Ann Melzia Bumbry
- 52 Beat Gygi
Dollars und die Erdtemperatur

LEGENDEN: WILLIAM SHATNER

- 53 Hollywoods Philosoph der Lebensfreude
«Raumschiff Enterprise»-Ikone
William Shatner, 92, hat noch Pläne

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Martin Meyer «Ich kann jederzeit
jemanden ermorden lassen»
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Demi Moore Ikone des scharf
kalkulierenden Filmstars
- 68 Fernsehen
- 68 Film «La nuit du 12»
- 69 Pop Ed Sheeran
- 70 Games Grand Theft Auto u. a.
- 71 Klassik José Iturbi
- 71 Jazz Tomas Sauter Quintett

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen Text
- 74 Thiel Messianer
- 74 Häuser
- 76 Bei den Leuten Prix Walo
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Auf einen Kaffee mit ... Alex Fach
- 82 Das indiskrete Interview
Sara Leutenegger, Model

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'640'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

4 **Hofacker**
8311 Brütten



ab CHF 1'650'000.-
4½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.hofacker-bruetten.ch

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



ab CHF 1'641'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

8 **Vistadelsole**
8370 Sirnach



CHF 733'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



CHF 1'851'000.-
7½ Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



CHF 1'551'000.-
3½/4½ Zi. Dach-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

Projektankündigungen

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½ Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Römergarten**
8404 Winterthur



3½ - 5½ Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 18 Monaten beim Bundesgericht!
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½ Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **inside**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½ Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch



Eros der Revolte

Sprachkrämpfe, Bilderstürme, Geschlechterflirren: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Schon vor hundert Jahren, nach dem grossen Krieg, stand die Welt kopf.

Stefan Zweig

Eine ganze neue Jugend glaubte nicht mehr den Eltern, den Politikern, den Lehrern; jede Verordnung, jede Proklamation des Staates wurde mit misstrauischem Blick gelesen. Mit einem Ruck emanzipierte sich die Nachkriegsgeneration brutal von allem bisher Gültigen und wandte jedweder Tradition den Rücken zu, entschlossen, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, weg von alten Vergangenheiten und mit einem Schwung in die Zukunft. Eine vollkommen neue Welt, eine ganz andere Ordnung sollte auf jedem Gebiete des Lebens mit ihr beginnen; und selbstverständlich begann alles mit wilden Übertreibungen.

Homosexualität als Mode

Wer oder was nicht gleichaltrig war, galt als erledigt. Statt wie vordem mit ihren Eltern zu reisen, zogen elfjährige, zwölfjährige Kinder in organisierten und sexuell gründlich instruierten Scharen als «Wandervogel» durch das Land bis nach Italien und an die Nordsee. In den Schulen wurden nach russischem Vorbild Schülerräte eingesetzt, welche die Lehrer überwachten, der «Lehrplan» umgestossen, denn die Kinder sollten und wollten bloss lernen, was ihnen gefiel. Gegen jede gültige Form wurde aus blosser Lust an der Revolte revoltiert, sogar gegen den Willen der Natur, gegen die ewige Polarität der Geschlechter. Die Mädchen liessen sich die Haare schneiden, und zwar so kurz, dass man sie in ihren «Bubiköpfen» von Burschen nicht unterscheiden konnte, die jungen Männer wiederum

Die Artikel «der, die, das» wurden ausgeschaltet, der Satzbau auf den Kopf gestellt.

rasierten sich die Bärte, um mädchenhafter zu erscheinen, Homosexualität und Lesbierintum wurden nicht aus innerem Trieb, sondern als Protest gegen die althergebrachten, die legalen, die normalen Liebesformen grosse Mode.

Jede Ausdrucksform des Daseins bemühte sich, radikal und revolutionär aufzutrompfen, selbstverständlich auch die Kunst. Die neue Malerei erklärte alles, was Rembrandt, Holbein und Velasquez geschaffen, für abgetan und begann die wildesten kubistischen und surrealistischen Experimente. Überall wurde das verständliche Element verfemt, die Melodie in der Musik, die Ähnlichkeit im Porträt, die Fasslichkeit in der



Eine Epoche wildesten Experimentierens auf allen Gebieten.

Sprache. Die Artikel «der, die, das» wurden ausgeschaltet, der Satzbau auf den Kopf gestellt, man schrieb «steil» und «kess» im Telegrammstil, mit hitzigen Interjektionen, ausserdem wurde jede Literatur, die nicht aktivistisch war, das heisst, nicht politisch theoretisierte, auf den Müllhaufen geworfen. Die Musik suchte starrsinnig eine neue Tonalität und spaltete die Takte, die Architektur drehte die Häuser von innen nach aussen, im Tanz verschwand der Walzer vor kubanischen und negroiden Figuren, die Mode erfand mit starker Betonung der Nacktheit immer andere Absurditäten, im Theater spielte man «Hamlet» im Frack und versuchte explosive Dramatik.

Auf allen Gebieten begann eine Epoche wildesten Experimentierens, die alles Gewesene, Gewordene, Geleistete mit einem einzigen hitzigen Sprung überholen wollte; je jünger einer war, je weniger er gelernt hatte, desto willkommener war er durch seine Unverbundenheit mit jeder Tradition – endlich tobte sich die grosse Rache der Jugend gegen unsere Elternwelt triumphierend aus. Aber inmitten dieses wüsten Karnevals bot mir nichts ein tragikomischeres Schauspiel, als zu sehen, wie viele Intellektuelle der älteren Generation in der panischen Angst, überholt zu werden und als «unaktuell» zu gelten, sich verzweifelt rasch eine künstliche Wildheit anschminkten und auch den offenkundigsten Abwegen täppisch hinkenden Schritts nachzuschleichen suchten.

Brave Geheimräte dozierten Marx

Biedere, brave, graubärtige Akademieprofessoren übermalten ihre einstigen, jetzt unverkäuflich gewordenen «Stilleben» mit symbolischen Würfeln und Kuben, weil die jungen Direktoren (überall suchte man jetzt Junge und besser noch: Jüngste) alle andern Bilder als zu «klassizistisch» aus den Galerien räumten und ins Depot stellten. Schriftsteller, die jahrzehntlang ein rundes, klares Deutsch geschrieben, zerhackten folgsam ihre Sätze und exzedierten in «Aktivismus», behäbige preussische Geheimräte dozierten auf dem Katheder Karl Marx, alte Hofballerinnen tanzten dreiviertelnackt mit «gesteilten» Verrenkungen die «Appassionata» Beethovens und Schönbergs «Verklärte Nacht». Überall lief das Alter verstört der letzten Mode nach; es gab plötzlich nur den einen Ehrgeiz, «jung» zu sein und hinter der gestern noch aktuellen eine noch aktuellere, noch radikalere und noch nie dagewesene Richtung prompt zu erfinden.

Stefan Zweig (1881–1942) gehört zu den erfolgreichsten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Der vorliegende Text bezieht sich auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und ist ein Auszug aus Zweigs Autobiografie «Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers», die 1942 postum erschien.

Liebe Gigi Oeri

Es hat mich fast vom Stuhl gehauen, als ich las, was für ein wohlütiges Mäntelchen Sie um die grobe Umweltbelastung drapieren, die Sie mit Ihrem Privatjet Falcon 2000LX verursachen, wenn Sie jährlich hundert Mal zwischen Basel und Ihrem Zweitwohnsitz in Ibiza hin- und herfliegen. Die Flüge würden «wenn möglich kombiniert mit Einsätzen für gemeinnützige Stiftungen von Frau Oeri», sagt einer Ihrer Sprecher. Da denken wir simplen Menschen: Super, die Roche-Erbin fliegt vermutlich schwerkranke Kinder von Afrika zur Operation nach Basel oder Hilfsgüter zu Hungernden in Kriegsgebieten.

Aber nein, eine Oeri-Stiftung fliegt Strassenhunde von Ibiza zur Adoption in die Schweiz. Das muss man zweimal lesen, um es zu glauben. Da sammelt also eine Milliardärin in Ibiza Strassenkötter ein und ermöglicht ihnen ein Luxusleben in der Schweiz, geimpft, entwurmt und eingeflogen im Privatjet! Und betreibt dafür in



Basel-Ibiza:
Wohltäterin Oeri.

Ibiza und in Basel je ein Hundeheim. Als ob es bei uns nicht schon zu viele Hunde gäbe. Ich denke sogar, manche Schosshunde, die von reichen Schweizerinnen gemästet, gebürstet und gebadet werden, wären glücklicher, wenn sie unter der Sonne von Ibiza ein leinenloses Leben als Strassenhunde frönen könnten.

Sorry, aber dieser Hundeimport kann nur einer leicht abgehobenen Milliardärin in den Sinn kommen, die vom echten Hundeleben vieler Menschen keine Ahnung hat. Und erst noch denkt, sie tue Gutes. Ich hoffe, dass sich die Hundeli im Falcon nicht gleich wegen Flugangst auf den teuren Teppich übergeben. Und bei der Ankunft ein warmes Mäntelchen kriegen.

Andere machen zur Entschuldigung für umweltbelastendes Handeln sogenanntes Greenwashing. Sie haben für Ihr Herumfliegen das *dogwashing* erfunden. Ich dachte, es gebe eigentlich zu Ihrer Person nichts Peinlicheres als das Bild, auf dem Sie einst mit den Spielern des FC Basel in die Badewanne gestiegen sind. Wie man sich doch täuschen kann.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Raeto Raffainer



Die Eishockey-WM ist das grösste Fest unseres Sports. Menschen aus allen Himmelsrichtungen kommen zusammen, verbringen eine gute Zeit und feiern den Sport und das Leben. Anders als im Fussball ist die Rivalität unter den Zuschauern viel weniger gross. In der Arena von Riga sitzen beispielsweise Tschechen und Slowaken im gleichen Sektor – und freuen sich nebeneinander über die Torerfolge. Grossartig!

Ich habe die Ehre, als Mitglied des Councils des Internationalen Eishockeyverbands (IIHF) als Botschafter des Turniers mitzuarbeiten. Meine Rolle: den Umgang mit Gästen und Sponsoren zu pflegen und die eine oder andere Erklärung zu liefern oder Anekdote zu erzählen.

Selbstverständlich freue ich mich, dass die Schweizer Nationalmannschaft in Riga spielt. Für mich ist dies wie eine Begegnung mit der eigenen Vergangenheit – war ich doch beim Schweizer Verband zwischen 2015 und 2019 als Direktor der Nationalmannschaften tätig. In diese Zeit fiel die Verpflichtung des jetzigen Nationaltrainers Patrick Fischer.

Werde ich gefragt, wie viel Raffainer in der Schweizer Nati steckt, muss ich schmunzeln. Hatte ich einen Verdienst, dann war es das Engagement der Trainer Fischer und Tommy Albelin [des schwedischen Assistenten; die Red.]. Fischer ist eine grossartige Führungspersönlichkeit. Auch strategisch macht eine Schweizer Lösung Sinn – nicht nur, weil alle grossen Nationen auf einen Trainer aus dem eigenen Land setzen. Nur wenn wir einem Schweizer vertrauen, bleibt dieses Wissen auch nach dessen Vertragsende im eigenen Kreislauf.

Fischer ist auch dank seinen menschlichen und sozialen Qualitäten ein grosses Vorbild. Er hat eine Stimmung kreiert, die förmlich ansteckend ist. Dies spürt man gerade jetzt wieder, wenn praktisch alle verfügbaren Spieler aus der National Hockey League anreisen – zuletzt Nico Hischier, Jonas Siegenthaler und Kevin Fiala.

Vor allem in der Offensive ist die Schweizer Mannschaft in diesem Jahr herausragend stark besetzt. Trotzdem warne ich vor übertriebener Euphorie. Der Modus am Turnier ist eine grosse Herausforderung. Nur wenn die Schweiz ihre Gruppe gewinnt – und somit Kanada, Tschechien und die Slowakei hinter sich

Vor allem in der Offensive ist die Schweizer Eishockey-Nati in diesem Jahr herausragend stark besetzt.

lässt –, dürfte sie im Viertelfinal zu favorisieren sein. In allen anderen (und realistischeren) Fällen wartet in der Runde der letzten acht wohl Schweden, Finnland oder die USA. Da braucht es den perfekten Tag im entscheidenden Moment.

Vor der Reise nach Riga brachte mich das Eishockey nach Nottingham an die WM der zweiten Division, an der ich als Chairman arbeitete. Zwar ist Nottingham vor allem für den Fussball berühmt, doch als in der entscheidenden Partie die Briten gegen Italien um den Aufstieg spielten, war die Arena bis auf den letzten Platz gefüllt und die Stimmung euphorisch. Grossbritannien siegte 5:3 – und steigt mit Polen in die erste Division auf. Von den Spielern sind mir vor allem zwei ins Auge gestochen: bei den Engländern Liam Kirk, ein NHL-Draft

der Arizona Coyotes, sowie bei Italien der Stürmer Marco Zanetti, der die Nachwuchsabteilung des HC Lugano durchlaufen hat und in der vergangenen Saison in der National League eine gute Rolle spielte.

Von Ausnahmen abgesehen, unterscheidet sich das Niveau an diesem Turnier aber deutlich von der höchsten Stufe. Seit die A-Klasse sechzehn Mannschaften umfasst, haben die unteren Ligen an Substanz verloren. Auch deshalb ist das Verpassen des Aufstiegs für die Italiener ärgerlich. Einerseits gehen ihnen hinsichtlich der Olympischen Winterspiele 2026 in Mailand wichtige Erfahrungswerte verloren, andererseits wird die Promotion kurzfristig wohl eine «mission impossible».

Geht man davon aus, dass der Krieg in der Ukraine (hoffentlich) bald vorbei ist, wird die IIHF alles daransetzen, die Nationalmannschaften aus Russland und Belarus so schnell wie möglich wieder in den Spielbetrieb (und damit in die höchste Klasse) zu integrieren. Im Idealfall würde das bedeuten, dass diese Nationen 2025 wieder mitspielen könnten. An der A-WM 2024 in Tschechien gibt es zwar zwei Absteiger. Aus der zweiten Liga würde aber niemand aufsteigen.

Doch was zählt, ist das Hier und Jetzt an der WM. Und da freue ich mich fürs Erste auf das kommende Wochenende, wenn in Riga Hunderte von Schweizer Fans erwartet werden und unsere Landsleute an der WM den Ton angeben. Mindestens auf den Tribünen.

Raeto Raffainer, 41, spielte als Stürmer für Davos, die ZSC Lions, Bern, Rapperswil-Jona und Ambri. Nach seinem Rücktritt war der Engadiner Sportdirektor beim Eishockey-Verband und in derselben Funktion beim HC Davos und beim SC Bern tätig.



fotolia.com © Carsten Krüger



AdobeStock © Eric Isselée



fotolia.com © Dirk Oesterreich



VIP-Spezialreise «Tansanias wilde Weite» Tansania – das ist Afrika pur

Safaris, Pirschfahrten, Naturspaziergänge und Wildbeobachtungen: Auf unserer 13-tägigen Exkursion durch Tansania erleben wir alles, was eine wirkliche Traumreise ausmacht. Wir tauchen ein in die unendliche Weite der Serengeti und lassen uns von der faszinierenden Kultur der ostafrikanischen Stämme in den Bann ziehen.

Erste Station nach der Landung im Kilimanjaro-Airport ist unser Hotel in der malerischen Stadt Arusha auf 1400 Metern Höhe, knapp 90 Kilometer südwestlich des Gipfels des Kilimandscharo-Massivs. Im Arusha-Nationalpark brechen wir zur Wildtiersafari auf und lassen uns bei einem Naturspaziergang auf den Mount Meru und beim Picknick von der Flora und Fauna des Landes verzaubern. Weiter geht's zum Tarangire-Nationalpark, wo wir uns auf die erste Pirschfahrt begeben. Spätestens jetzt – auf der Suche nach Elefanten, Leoparden und anderen Wildtieren – sind wir im Safari-Himmel angekommen.

Das nächste Abenteuer führt uns ins Ngorongoro-Hochland. Bald darauf machen wir uns auf den Weg zum Camp in der Serengeti. Unterwegs erwartet uns ein Abstecher durch die abgelegene Ndutu-Region, wo wir erneut unzähligen Wildtieren begegnen.

Die nächsten Tage stehen im Zeichen des grössten und bekanntesten Tier- und Naturschutzgebietes der Welt – des Serengeti-Nationalparks. Neugierig und mit grosser Vorfreude machen wir uns auf die Suche nach den «Big Five» und freuen uns auf einen Besuch der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt in Seronera.

Bereichert mit unvergesslichen Eindrücken, setzen wir unsere faszinierende Reise fort. Wir

erleben die Olduvai-Schlucht, die als Wiege der Menschheit gilt, und besuchen ein Mas-sai-Dorf.

Im Ngorongoro-Schutzgebiet, das von der Unesco zum Weltnaturerbe ernannt wurde und als «achtes Weltwunder» bezeichnet wird, steigen wir hinab in den grössten Vulkankrater der Erde. Neben Löwen, Elefanten, Gnus und Zebras leben dort auch die seltenen Spitzmaulnashörner.

Am Eyasisee treffen wir auf das Hirtenvolk der Datoga sowie auf den Stamm der Hadzabe. Wir erfahren mehr über das Fährtenlesen, die Kraft der Heilpflanzen sowie das Sammeln von Knollen, Wurzeln und Früchten. Zudem begleiten wir die Jäger und sehen die real angewandten Techniken, die den Stämmen das Überleben sichern. Wir lassen uns inspirieren von der Lebensfreude und der Kultur, die schon unsere Vorfahren prägte. Am nächsten Tag treten wir den Rückflug nach Zürich an.

Wer möchte, verbringt im Anschluss an unsere Tansania-Exkursion entspannte Tage auf der sagenhaften Gewürzinsel Sansibar mit ihren weissen Sandstränden.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Exklusives Leseringangebot:

VIP-Spezialreise «Tansanias wilde Weite»

Reisetermin:
6. bis 18. November 2023

Leistungen:

- 1 Übernachtung im 4-Sterne-Hotel «Dorint», Flughafen Zürich
- Swiss-Flug Zürich–Kilimanjaro Airport–Zürich
- Alle Fahrten und Transfers
- 11 Übernachtungen in Hotels, Lodges oder Camps
- Täglich Frühstück, 10 Mittagessen, 12 Abendessen
- 7 Pirschfahrten sowie Ausflüge gemäss Programm, inklusive Eintritte
- Qualifizierte, deutschsprachende Reiseleitung
- Visum Tansania für Schweizer, inkl. Beantragung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 7980.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 8380.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 950.–
Ermässigung ohne Übernachtung am Flughafen: Fr. 100.–

Verlängerungspaket «Sansibar»:

- Flug Arusha–Sansibar–Arusha
- 7 Übernachtungen mit Frühstück
- 7 Abendessen

Preis (p. Pers. im DZ): Fr. 1990.–
Im Einzelzimmer: Fr. 2350.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

DIE WELTWOCH

Melden Sie
sich jetzt an!

Leser-Turnier

2. Weltwoche Open

Donnerstag, 6. Juli 2023, in Andermatt



Verbringen Sie einen Tag mit den Golfern aus der Redaktion!
Abendbankett im «Chedi» in Anwesenheit von **Roger Köppel**.

Übernachtung zu Spezialkonditionen in den Spitzenhotels
«The Chedi» und «Radisson Blu»

Mit Schnupperkurs für Anfänger

Programm und Anmeldung unter www.weltwoche.ch/golf

THE CHEDI
ANDERMATT, SWITZERLAND

Radisson **BLU**
REUSSEN. ANDERMATT

ANDERMATT 
SWISS ALPS

Löwin im Reich der Halbwahrheiten

Der unerwartete Abgang von Staatssekretärin Livia Leu machte es klar: In der EU-Politik wird den Stimmbürgern Sand in die Augen gestreut.

Der Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats, SVP-Politiker Franz Grüter, ist voll des Lobes für Staatssekretärin Livia Leu. «Sie hat sich wie eine Löwin für die Interessen der Schweiz eingesetzt», sagt er über sie und dass sie auch die Situation realistisch eingeschätzt habe. Für Leu war im März die Zeit nicht reif für Verhandlungen. Aber Aussenminister Cassis deutete die Ergebnisse der bisherigen Sondierungen nach einem Treffen mit dem Vizepräsidenten der EU-Kommission, Maros Sefcovic, in der Schweiz flugs um und sprach von einer «positiven Dynamik». Der Bundesrat beschloss daraufhin, bis Juni die Eckwerte zu einem neuen Verhandlungsmandat zu erarbeiten.

Wie der Aussenminister die realistischen Einwände und Bedenken seiner Chefunterhändlerin plötzlich umdeutete und der Öffentlichkeit als positive Entwicklung verkaufte, ist das Muster, das sich durch die Kommunikation der Regierung hindurchzieht, wenn Verhandlungen mit Brüssel zur Debatte stehen. Man zündet Nebelpetarden, verteilt Beruhigungspillen, aber selten wird der Bevölkerung klipp und klar gesagt, was die Unterschrift unter einen EU-Vertrag für das Land tatsächlich bedeutet. Lieber streicht man positive Aspekte als grandiose Errungenschaften hervor, obwohl unter dem Strich die Nachteile überwiegen. Dieses Jonglieren mit Halbwahrheiten begann bei der EWR-Abstimmung 1992.

Villiger sprach von «Kolonialvertrag»

Der Bundesrat, die Mehrheit der Parteien und fast alle Wirtschaftsverbände sprachen sich dafür aus. Die grossen Gewinner waren die SVP und der damalige Nationalrat Christoph Blocher, die das Referendum gegen das Vertragswerk ergriffen hatten und quasi allein gegen alle einen grossartigen Sieg einfuhren. Heute weiss man aufgrund freigegebener Protokolle der Bundesratssitzungen, wie einzelne Mitglieder der damaligen Landesregierung tatsächlich über dieses Vertragswerk dachten. Kaspar Villiger sprach von



Nebelpetarden und Beruhigungspillen: Diplomatin Leu.

einem «Kolonialvertrag». Der Bevölkerung verklickerte die Landesregierung im Abstimmungskampf, mit dem EWR-Abkommen öffnete sich die Tür ins wirtschaftliche Paradies.

Ein anderes Beispiel sind die Urnengänge über die Personenfreizügigkeit im Jahr 2000 und über deren Ausdehnung 2005 und 2009, die von den

Lieber streicht man positive Aspekte hervor, obwohl unter dem Strich die Nachteile überwiegen.

Stimmbürgern angenommen wurden. Dabei hat man das Publikum bewusst in die Irre geleitet, um politische Entscheidungen durchzusetzen. Wahrscheinlich war es sogar eine Art politische Erpressung. Denn es war eine Zustimmung ohne die Freiheit, nein sagen zu dürfen. Man konnte die Personenfreizügigkeit nicht einfach ablehnen, denn man hätte damit auch willkommene Verträge mit der EU versenkt.

Natürlich kam die berechtigte Sorge auf, die reiche Schweiz könnte mit einem freien Personenverkehr zum Migrationsmagnet für EU-

Bürger werden, die Löhne kämen durch einen Zustrom an Billigst-Arbeitern aus der EU ins Trudeln. Im Brustton tiefster Überzeugung verkündeten der Bundesrat, Parlament und Wirtschaft, mit Übergangsfristen, Ventilklausel und flankierenden Massnahmen (Lohnschutz) habe man ein Sicherheitsnetz gespannt. Von wegen!

Ungebremste Zuwanderung

Eine besonders krasse Falschinformation (oder Lüge?) waren die Schätzungen über den erwarteten Zustrom aus EU-Ländern. Es kämen jährlich nicht mehr als 8000 bis 10 000 Personen, wurde von Bundesräten und Wirtschaftskreisen verbreitet. Tatsächlich waren es zeitweise über 100 000 im Jahr. Entgegen allen offiziellen Prognosen ging der Zustrom auch in Krisenjahren nicht markant zurück. Aktivierte der Bundesrat wenigstens die Ventilklausel, um den Zustrom

abzubremsen? Ach wo! Erst 2012, als die SVP ihre Initiative gegen die Massenzuwanderung lancierte, rang sich die Landesregierung dazu durch. Doch die Klausel wirkte nur noch für die acht neuen EU-Staaten in Osteuropa. Ein Klacks. Der Bundesrat hatte es ganz bewusst verpasst, die Ventilklausel in den Jahren anzurufen, als sie noch für sämtliche EU-Staaten zum Tragen gekommen wäre.

Die Schweiz stimmte 2005 nach einem heissen Abstimmungskampf auch dem Beitritt zu den Abkommen von Schengen/Dublin zu. Die damalige Chefunterhändlerin dieses Dossiers, Monique Jametti Greiner, erklärte in einem Interview: «Ohne Schengen und Dublin müssten wir punkto Sicherheit mittel- und längerfristig Abstriche machen. Im Asylbereich würden wir stärker belastet werden.» Seither explodiert die Anzahl Asylbewerber; die Kriminalitätsrate und die Kosten für Schengen/Dublin steigen unaufhaltsam.

Mit den gleichen Schönfärbereien will man jetzt die institutionelle Annäherung an die EU vorantreiben. Nein danke.

Cassis dreht am Karussell: Seite 23

Treibhauseffekt: Dichtung und Wahrheit

Kleine Geschichte der Religion vom menschengemachten Klimawandel.

Philipp Mühlstein

Wem dieser Tage beim Schlendern durch die Schreibwarenabteilung reflexhaft die Hand zum Sekundenkleber schnell, in Gedanken schon eine geeignete Kreuzung zwecks Abwendung der Apokalypse eruiert, dem sei als heilsame Übung das Studium der heiligen Schrift des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) empfohlen. In guter alter Kirchentradition stimmt dieser in Deutschland gern etwas hysterisch Weltklimarat genannte zwischenstaatliche Ausschuss in regelmässigen Konzilen darüber ab, welche Thesen als ultimative Wahrheiten Teil des Klima-religiösen Kanons sein sollen.

Der IPCC nennt diese Konzile «Working Groups», die mit Dekreten sogenannte Sachstandsberichte («Assessment Reports») destillieren. Der jeweils aktuellste Bericht (derzeit Nr. 6) verkündet sodann wortreich die reine Lehre der Klimareligion den Unwissenden dieser Welt.

Dabei forscht er nicht selbst, sondern entscheidet fair und ergebnisoffen mittels Peer-Review-System, welche Arbeiten am besten geeignet sind, das Menetekel des anthropogenen Klimawandels und seiner drohenden Apokalypse zu belegen, falls wir uns nicht frömmstem Leben zuwenden.

Turmbau zu Babel

Jegliche dieser Lehre widersprechende Schrift steht unter dem Verdacht purer Häresie und wird als Apokryph ins Schändliche abseits gestellt. Die Inquisitionen der Häretiker (Mann vs. Soon, Climategate usw.) sind schillernde Zeugnisse dieses selbstreinigenden Prozesses.

Die Ketzer werden exkommuniziert, in renommierten Fachzeitschriften zu publizieren, wird unmöglich, und selbst über Redaktoren, die Skeptikern oder – Gott sei mit uns – Leugnern in einem Moment der Schwäche die Tür öffnen, kann sich eilends der inquisitorische Schatten legen. Wie alle Glaubenslehren ist der IPCC ein hermetischer, selbstreferenzielle Wahrheiten produzierender Zirkelschluss, in dessen akademischem Resonanzraum dank



Es ist ein Wunder! Johann Jakob Freys «Wolkenstudie (bei Rom?)», um 1835.

ohrenbetäubendem Rückkopplungspfeifen nur noch jene Forschung gehört wird, die seiner eigenen Hermeneutik entspricht.

Die Berichte sind das Kondensat Hunderter (mehr oder weniger) wissenschaftlicher Arbeiten, die schweres Zeugnis von der Erbsünde ablegen. Wichtigster Band ist der 2400 Seiten starke Teil zu den physikalischen Grundlagen. Wobei gleich der Titel der erste Irrtum ist.

Denn der Anteil genuiner physikalischer Forschung ist unter den ausgewählten Arbeiten nicht viel höher als der Kohlendioxidgehalt der Atmosphäre. Die «Erkenntnisse» des IPCC fusen vorrangig auf Modellen. Auf Modellen, die

Dieses Potpourri an Einfältigkeiten ist die Basis für gesellschaftliche Transformationsprozesse.

über die Vergangenheit spekulieren, Modellen, welche die Gegenwart bemutmassen, und natürlich Modellen, welche mit den Ergebnissen der Spekulation über die Vergangenheit und den Mutmassungen über die Gegenwart Prognosen über die Zukunft anstellen.

Dieses Potpourri an simulierten Einfältigkeiten als «wissenschaftliches Fundament» zu bezeichnen, wäre ein Grund, im wissenschaftstheoretischen Seminar Gelächter auszulösen, und dennoch ist es die Basis für gesellschaftliche Transformationsprozesse, gegen die der Turmbau zu Babel wie ein gutdurchdachtes und gründlich geplantes Unterfangen anmutet.

Damit unter den Entscheidern niemand auf die absurde Idee kommt, den Bericht wirklich lesen zu wollen, beginnt das Evangelium mit einem rund dreissig Seiten dünnen «Summary for Policymakers», das den Interpretationsleitfaden, also die biblische Exegese, gleich mit an die Hand gibt.

Den ganzen, schwerverständlichen Bums der folgenden 2370 Seiten sollen Politiker sich sparen. Allein der Umfang zeugt schliesslich von profunder Evidenz für die Erbsünde Klimawandel, und den Hohepriestern sind sie ein reichhaltiger Fundus niederschmetternder «Fakten».

Kurze Rekapitulation: Der französische Mathematiker Joseph Fourier legte im Jahr 1824 den Grundstein zur These eines atmosphärischen Treibhauseffektes. Er wusste noch nichts

von Treibhausgasen, und seine Vorstellungen waren weit von der Wirklichkeit entfernt.

Von diesem Nukleus ausgehend, entwickelte sich in den folgenden 150 Jahren die fixe Idee, dass menschliche CO₂-Emissionen signifikant zur Erwärmung des Klimas beitragen könnten. Eine eigentlich simple Ursache-Wirkung-Hypothese, die zweifelsfrei zu belegen sein müsste.

Erste Arbeiten zum menschengemachten Treibhauseffekt reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück. In den 1950er Jahren bekam die Idee mit dem Aufkommen neuer Erkenntnisse und technischer Verfahren wie der C₁₄-Datierung und hochempfindlicher Gas-Chromatografen neuen Schwung.

Charles Keeling, Hans Suess und Roger Revelle können als die Urväter der modernen These vom anthropogenen Klimawandel angesehen werden und übernahmen in ihrem weitreichenden und einflussreichen Wirken (Revelle beispielsweise war Al Gores Professor und Mentor) die Funktion der Wanderprediger einer neuen Religion. Basierend auf den heute berühmten Messungen am Vulkan Mauna Loa auf Hawaii, gelang es Keeling erstmals, jahreszeitbedingte Schwankungen der CO₂-Konzentration nachzuweisen, und mit zunehmender Dauer der Messungen erkannte er einen stetigen Anstieg der mittleren CO₂-Konzentration in der Atmosphäre. Eines der Schlüsseldokumente zum anthropogenen Klimawandel ist die Arbeit Revelles (unter Mitarbeit von Keeling und anderen) aus dem Jahr 1965 mit dem Titel: «Atmospheric Carbon Dioxide», in der bereits alle wesentlichen Mechanismen zum Klimawandel formuliert wurden.

Theoriegebäudes krachender Einsturz

An den grundsätzlichen Annahmen hat sich trotz milliardenschwerer Forschung bis heute kaum etwas geändert. Der von 234 Autoren aus 64 Ländern in ein 2400 Seiten starkes Testament geronnene Fördermittelunrat ist nichts weiter als das Aufschäumen jener Urthesen mit allerlei heisser Luft, einigen Präzisierungen und der ausschweifenden Fortschreibung im Sinnieren über Sinn und Unsinn der kaum noch zu verstehenden Klimamodelle, die von schlimmen Zuständen bis Weltuntergang alles prognostizieren. Sekundärliteratur für ein schwaches Primärwerk sozusagen.

Bemerkenswert: Bereits in jenem Frühwerk aus den sechziger Jahren ist einer der grössten Widersprüche der Klimawandelthese angelegt, der unter ergebnisoffener Prüfung das gesamte Theoriegebäude hätte zum krachenden Einsturz bringen müssen. Der zentrale Katechismus der Klimalehre geht schliesslich so: Die Menschheit emittiert CO₂, das sich in der Atmosphäre anreichert, wodurch diese (weil CO₂ ein Treibhausgas ist) wärmer wird, was verheerende Folgen hat, Weltuntergang nicht ausgeschlossen. Die Anreicherungsvermutung beruht verein-

facht auf folgender Annahme: Über die Verbrennung fossiler Rohstoffe emittiertes CO₂ benötigte bis zu 500 Millionen Jahre, um gebunden zu werden. Bis zum Beginn des Industriezeitalters verbrannte der Mensch nur Rohstoffe aus schnell absorbierenden CO₂-Senken (primär Holz), was weitestgehend unproblematisch war. Es gab ein Äquilibrium zwischen Emission und Absorption. Für das aus fossiler Quelle freigesetzte, extrem langsam gebundene CO₂ existiert jedoch keine schnelle Absorptions-

Was soll da schon schiefgehen? Die Wirklichkeit masste sich an zu intervenieren.

möglichkeit, weshalb dieses zusätzlich in die Atmosphäre eingetragene CO₂ nicht mehr vollständig abgebaut werden kann. Es kommt dort nun zu einer Akkumulation, die Erde heizt sich auf, die Tomaten werden melonengross, die Erde eine Wüste, am Ostseestrand kurz vor Potsdam wachsen Palmen.

Eine elegante These von bestechender Logik und Schönheit. Die wissenschaftlichen Grundlagen wirken weitestgehend solide, die Mathematik geht auf (immerhin). Was soll da schon schiefgehen? Die Wirklichkeit masste sich an zu intervenieren. Das Problem: Keelings hochpräzise Messdaten passten nicht zu den kalkulierten Dimensionen anthropogener Emissionen unter der Annahme, dass diese vollständig in der Atmosphäre bleiben würden (fossile Quelle ohne adäquate Senke). Überrascht waren Revelle und Keeling nicht wirklich, sie hatten bereits hypothetisiert, dass auch die schnellen Senken wie Ozeane und Biosphäre noch eine Zeitlang anthropogenes CO₂ absorbieren würden. Über die adsorbierte Menge war man aber wohl doch ein wenig verwundert, denn man unternahm gar nicht erst den Versuch, einen Effekt zu erklären, der heute unter «airborne fraction» bekannt ist. Damals erwartete man wohl, dass dieser Wert steigen müsste, denn wenn die Theorien von der Sättigung der schnellen CO₂-Senken stimmen, muss ein immer grösserer Teil von anthropogenem CO₂ in der Atmosphäre bleiben.

Das ist eine der fundamentalen Kernthesen der heiligen Schrift: Vom Menschen verursachtes CO₂ verbleibt Hunderte, einige Teile sogar Tausende von Jahren in der Atmosphäre. Nur so lässt sich die Hysterie begründen, mit der die Hohepriester zum Ablass von der Sünde drängen, die Kleberista in Weltuntergangsfantasien versinken und Grüne ihren transformatorischen Grössenwahn vorantreiben. *Net zero*-Kommunismus verkommt ohne diese elementare Saturierungsthese zur blanken, bemitleidenswerten Psychose.

Denn bliebe das anthropogene CO₂ nur einige Jahre bis Jahrzehnte in der Atmosphäre, wären alle daraus abgeleiteten Folgen für das Klima (so sie sich denn als wahr erwiesen) nurmehr tempo-

rär und in äusserst überschaubaren Zeiträumen reversibel.

Wie also hat sich die «airborne fraction», also jener jährlich zurückbleibende Anteil menschlicher CO₂-Emissionen, entwickelt? Nun, gar nicht. Seit über sechzig Jahren schwankt er im Mittel um 44 Prozent. Vollkommen egal, wie stark die Emissionen aus fossilen Brennstoffen zugenommen haben, stets bleiben ungefähr 44 Prozent davon in der Atmosphäre. Der Rest verschwindet auf magische Weise in Senken, die seit Jahrzehnten saturiert sein müssten. Auch die Kirchenoberen sind ratlos. Es ist ein Wunder!

Sechzig Jahre Forschung, und wir haben nicht den blassesten Schimmer, warum das so ist. Oder – wahrscheinlicher – Arbeiten, die das erklären, sind als Apokryphen im Orkus der Eminenzforschung gelandet.

Fähigkeit der Klimahysteriker

Verrückt: Berücksichtigt man das extreme Wachstum anthropogener Emissionen (immerhin 192 Prozent seit 1960), so lässt sich leicht ausrechnen, dass bereits seit den 2010er Jahren jährlich mehr als der gesamte anthropogene CO₂-Eintrag des Jahres 1990 absorbiert wird!

Saturiert scheint mir einzig und allein die Fähigkeit auf Seiten der Klimahysteriker zu sein, das Scheitern ihrer Thesen als ein real mögliches Szenario anzunehmen. Paradox, denn mit der Akzeptanz ihrer auch noch abseitigsten Modellszenarien scheinen sie keinerlei Schwierigkeiten zu haben. Aber gute Religionen bauen ja auch nicht auf Logik, sondern einzig und allein auf Glauben.

Philipp Mühlstein ist das Pseudonym eines deutschen Unternehmers. Der Autor studierte Philosophie, Logik- und Wissenschaftstheorie sowie Informatik und lebt mit seiner Familie in Süddeutschland.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Notizen eines Tagediebs

Oft hätte ich Weichen stellen können, aber ich liess mich lieber treiben.



Mal Sonnenseite, mal Schattenloch.

Irgendwann war dem Sturm und Drang meines Lebens der Saft ausgegangen, und dann hatte ich eines, ein Leben, eine Existenz, eine Freundin, gemeinsames Einkaufen fürs Wochenende und Gedanken übers Zusammenziehen, ich hatte einen Job, ein Gehalt und ein paar Wochen Ferien.

Ich war in ein Leben geplumpst, in dem wir fast alle eingewoben sind. Wir haben etwas gelernt oder etwas studiert, wir haben geträumt und Träume verloren. Die Leben fühlten sich manchmal gross, manchmal klein und gelegentlich nach gar nichts an, und fast jeden Tag versuchten wir, tapfer fast schon das Beste daraus zu machen und den Sisyphos in uns kleinzuhalten.

Wir gingen dauerhafte Beziehungen ein, trieben da Kinder ab, zeugten dort welche, kauften SUVs, machten ein wenig Sport, betranken uns hin und wieder, träumten von den Möglichkeiten, das viel Geld zu haben mit sich bringen würde, wir lebten ein bisschen das, was wir uns vorgenommen hatten, und verschoben viel auf später.

Ich tippte für Zeitungen und träumte von Literatur, ich trank in Bars und überlegte mir hundert Romane, von denen ich zehn begann und kaum einen zu Ende brachte, weil ich zwar wusste, dass ein bisschen Talent allein schön ist, aber nicht genug. Wichtiger sind Glück und vor allem Disziplin, Selbstdisziplin, aber die einzige Disziplin, die ich aufbrachte, war eine

Art Tagedieberei, die darin bestand, Zeit aufs Angenehmste zu verschwenden. Darin war ich gut, ganze Tage vorbeifliessen zu lassen, ihnen vom Cafétisch zuzuschauen und sie später auf einem Barhocker zu einer Art flüssigem Ufer werden zu lassen, von dem aus ich morgen, morgen sicher, in den Fluss steigen und mich nicht nur treiben lassen würde, sondern in ihm schwimmen, gegen den Strom natürlich, der Quelle entgegen, was sonst.

Es war dennoch ein angenehmes, momenthaftes Leben, dessen tragende Strömung irgendwelche Hoffnungen waren, dass sich alles von selbst regeln würde, was es natürlich nicht tat, und es gab Phasen, meist wenn das Geld mehr als knapp wurde und ich in den Restaurants und Bars anschreiben lassen musste, da riss ich mich zusammen und wollte ernst machen mit dem Schreiben und allem anderen, was mir in der Regel eine Woche lang gelang.

Wie alle Tipper mit Talent und Sehnsucht nach einem leichten Leben wurde ich Reisejournalist, und das war gut und schlecht zugleich. Ich lebte in Hotelzimmern in irgendwelchen Gegenden mit verführerischen Namen, ich tippte auf Teakholz-Veranden, und vor mir versickerte der Indische Ozean in weissem Sand, ich trank kühles Bier, und manchmal gelang mir ein wirklich toller Satz, und dann dachte ich, mehr Leben geht nicht, und ich belohnte mich sogleich dafür, holte noch ein Bier oder ging in die Beach-Bar in der Hoffnung, dass mir dort der nächste grossartige Satz einfalle.

Irgendwann musste ich zurück in jenes Leben, das im Grunde das wirkliche war, und ich streifte es mir über, lief mit ihm durch die Gegend und haderte, wartete, bis ich in die nächste Scheinwelt würde eintauchen können. Es war wohl so, dass ich stets flüchtete, wohl vor dem Ernst des Lebens, diesem ganzen Zeugs: Verantwortung, Selbstdisziplin, Ehrgeiz auch. Ich blieb, viel länger als andere Männer, ein ewiger Jüngling, der seine Luftschlösser für real hielt.

Oft hätte ich Weichen stellen können, aber ich liess mich lieber treiben, auf gut Glück sozusagen, und dann landete oder strandete ich mal auf der Sonnenseite, mal im Schattenloch. Lange konnte ich, ein doch vom Leben Verwöhnter oder Verschonter auch, mich nicht abfinden mit dem, was mein Leben war, mich freuen an dem Kleinen, das manchmal zum Grossen werden kann.

Erst jetzt, in jenem Alter, in dem eine leichte Müdigkeit sich einschleicht, ein bisschen Wissen, ein wenig Erfahrung und vor allem Demut, dämmert mir, worum das Sein so gehen könnte. Nicht zu spät, nur zu spät für gewisse Dinge, etwa die Frage, was man geworden ist und was man hätte werden wollen. Jetzt, nach weit über fünfzig Sommern, ist mir klar, was ich gerne geworden wäre, wenn ich nicht das bisschen Ich, das ich bin, wäre: Cowboy.

PERSONENKONTROLLE

Grünenfelder, Rösti, Trede, Ermotti, Forrer, Epinay, Marin, Truss, Sunak



Im Alleingang: Aline Trede.

Peter Grünenfelder, Interventionist, wurde diese Woche zum Nachfolger von **Albert Rösti** als Präsident von Auto Schweiz gewählt. Nachdem Grünenfelder als Regierungsratskandidat im Kanton Zürich gescheitert ist, heuert der ehemalige Aargauer Staatsschreiber beim Lobby-Verband des Individualverkehrs an. In seiner Antrittsrede verstrickte sich der FDP-Mann gleich in Widersprüche. Grünenfelder forderte «Steuererleichterungen für klimafreundliche Fahrzeuge». Gleichzeitig präsentierte die Organisation eine aktuelle, repräsentative Studie. Gemäss dieser wollen 62 Prozent der Befragten bei einem Neukauf ein Auto erstehen, das ganz oder teilweise elektrisch fährt. Eigenverantwortung und Markt spielen, Politik und Verbände sollten die Menschen entsprechend möglichst selber entscheiden lassen. (odm)

Aline Trede, Einzelgängerin, erklärte in einem Interview mit der *Schweizer Illustrierten*, welchen Übernahmen ihr Umfeld der Grünen-Nationalrätin gegeben habe. Ihre Freunde würden die Bernerin «Amok» nennen. Dabei sind offenbar nicht die Charaktereigenschaften der Fraktionschefin der Ökopartei gemeint. Die Abkürzung steht laut der Politikerin für «Aline macht's ohne Komitee». Da dieses Kürzel wohl nicht nur auf Beifall stossen würde, räumt Trede ein, dass Amok als Name für eine Partei «marketingtechnisch wohl nicht so geeignet» sei und sie vermutlich das «einzige Mitglied» wäre. Wie sagt man doch: Einsicht ist oft der erste Schritt zur Besserung. (odm)

Sergio Ermotti, Superbanker, will den Untergang der Credit Suisse untersuchen lassen. «Die Situation der CS hat sich nicht in den letzten sechs Wochen entwickelt, sondern in den letzten sechs, sieben Jahren», so der Tessi-



Dabeisein ist alles: Remo Forrer.

ner. «Darum braucht es eine Untersuchung.» Der Topmanager geht davon aus, dass die Übernahme der CS durch die UBS in drei Monaten abgeschlossen werden kann. «Ich bin auch zuversichtlich, dass der Abfluss von CS-Kundengeldern nicht weitergehen wird.» Seit der Bund mit Milliarden rettend eingesprungen ist, hoffen das auch alle Steuerzahler. (ah)

Remo Forrer, Friedensbotschafter, wurde beim Eurovision Song Contest im britischen Liverpool enttäuscht. Mit dem Lied «Watergun» erreichte er nur Platz zwanzig. «Mein Ziel war es, in die Top Ten zu kommen. Das habe ich leider verpasst», so der 21-jährige «The Voice of Switzerland»-Gewinner von 2020 aus dem sankt-galdischen Hemberg. TV-Reporter **Sven Epinay** zur *Weltwoche*: «Für Multitalent Forrer ist das eine grosse Enttäuschung. Die Jury sah ihn noch auf Rang vierzehn. Beim internationalen Voting fiel er dann aber zurück.» Es bleibt ein schwacher Trost: Es ist nicht das erste Mal, dass ein Schweizer Teilnehmer die Erwartungen an dieser Veranstaltung nicht ganz erfüllen kann. (ah)

Sanna Marin, Polit-Sternschnuppe, hat nicht nur politische Probleme. Nachdem sie als finnische Regierungschefin abgewählt worden war, ist nun auch ihre Ehe in die Brüche gegangen – nach drei Jahren. Aber sie und ihr Mann würden Freunde bleiben. Was denn sonst? (ky.)

Liz Truss, Blitzpremier, macht ihrem Nachfolger **Rishi Sunak** Ärger – mit einem Besuch in Taiwan, wo sie militärische Hilfe versprechen will. Das geht sogar früheren Bewunderern der Ex-Regierungschefin zu weit. «Sie ist eine politische Kakerlake», urteilte einer. «Das bedeutet immerhin, dass sie den Atomkrieg überleben wird, den sie offenbar starten will.» (ky.)



INSIDE WASHINGTON

Grenze des Wahnsinns

Die Biden-Regierung gibt sich uneinsichtig. Sie besteht darauf, dass das Weisse Haus letzte Woche keinen 2000 Meilen langen Willkommensteppich entlang der südlichen Grenze ausgerollt hat. Nichtsdestotrotz haben Migranten auf zahllosen Messaging-Apps auf der ganzen Welt die Nachricht verbreitet, dass Uncle Sam mit offenen und vergebenden Armen auf sie wartet.

Letzten Donnerstag, um Mitternacht, wurde Titel 42 aufgehoben. Titel 42, ein Relikt aus der Covid-Ära, war eine Notfallregelung für die öffentliche Gesundheit, die es den Grenzbeamten ermöglichte, illegale und potenziell infektiöse Eindringlinge sofort abzuschieben. Mit dem Ende des Covid-Notstands verschärft sich nun der Grenznotstand.

Die Zahl der illegalen Grenzübertritte, die bereits vor einiger Zeit ein historisches Ausmass erreicht haben, stieg in der vergangenen Woche sprunghaft an und erreichte mit 10 300 Festnahmen an einem Tag einen neuen Rekordstand. In einem Pulk von Migranten, die einen Kontrollposten in der Nähe von San Diego, Kalifornien, passierten, griffen die Bundesbehörden einen afghanischen Staatsbürger auf, der auf der Terroristenbeobachtungsliste des FBI steht.

Der ehemalige Verteidigungsminister von Obama, Leon Panetta, sagte der *Washington Post*: «In diesem Stadium denke ich, dass die Regierung genug Hinweise erhalten hat, um bereit zu sein.»

Der Demokrat und ehemalige Gouverneur von New York, Andrew Cuomo, ist noch wütender. Am Wochenende schimpfte er in einer New Yorker Radio-Sendung: «Es gibt keinen Plan, was man mit den Leuten machen sollte, die man ins Land lässt.» Er nannte die Strategie des Weissen Hauses «ein veritables Debakel» und fügte hinzu: «Bevor es besser wird, wird es noch schlimmer werden.»

Amy Holmes

MÖRGELI

Das beste aller Argumente?

Alle Wissenschaftler wissen es. Alle Politiker wissen es. Alle Journalisten wissen es: Die Klimavorlage vom 18. Juni nützt dem Klima null und nichts. Führende Klimaforscher haben nachgewiesen, dass die Schweiz in den letzten 120 Jahren knapp 0,002 Grad zur weltweiten Erwärmung beigetragen hat. Um die Kosten für das angestrebte Ziel «Netto null CO2» von 387 Milliarden Franken und das Vorangehen der kleinen Schweiz dennoch zu rechtfertigen, müssen sich die Befürworter der Vorlage ein wirklich gutes Argument ausdenken.

Mitte-Präsident Gerhard Pfister formulierte es gegenüber Dominik Feusi vom *Nebelspalter* so: «Ihr Beitrag ans Steuersubstrat der ganzen Schweiz ist bescheiden. Trotzdem sagen Sie nicht, ich zahle keine Steuern, denn auf meinen kleinen Betrag kommt's nicht an.» Genauso sei es bei der Klimapolitik: «Es geht nicht darum, ob unser Beitrag matchentscheidend ist, sondern dass wir unseren Beitrag leisten, dort, wo wir können.» Wenn die Schweiz nicht mitmache, hätten andere erst recht eine Ausrede, nicht mitzumachen.

Bei den CO2-Zielen müsse auch der Kleinstaat mitmachen, genauso wie der Kleinbürger Steuern zahlen müsse. Diesen Vergleich hört man von Befürwortern des Klimagesetzes landauf, landab. Nur: Sämtliche Geringverdiener würden ihre Steuerleistung augenblicklich einstellen, wenn die Reichen und Mächtigen sagen würden: «Wir haben nichts dagegen, wenn ihr Kleinen brav Steuern bezahlt. Aber wir Grossen machen da nicht mit, wir schauen lieber, wie wir noch mehr Geld scheffeln können!»

Genau so aber tun es die Hauptverursacher in der Klimafrage. Sie denken nicht daran, ihren Anteil an die Reduktionsziele zu leisten. Die drei grössten Verursacher des menschengemachten CO2-Ausstosses – nämlich die USA, China und Indien – reden nie über eine Reduktion, sondern nur darüber, wie stark ihr CO2-Ausstoss weiter anwachsen wird. Sie verweigern sich dem Mitmachen. Wenn sie jetzt mit unseren guten, grossen Steuerzahlern gleichgesetzt werden, ist das gewiss kein Totschlagargument. Sondern höchstens ein Totlachargument.

Christoph Mörgeli

Berlins neue Mauer

Der Reichstag soll mit Wall und Graben geschützt werden. Nicht dass das Volk beim Regieren stört.

Ralf Schuler

Nah bei die Leut', wie man im Pfälzischen sagt, wollen die Abgeordneten des Deutschen Bundestages schon sein. Schliesslich steht nicht umsonst «Dem deutschen Volke» in grossen Buchstaben über dem Eingangportal.

Aber zu nah ist dann auch wieder nicht schön, fanden die Bauherren des hohen Hauses und haben sich einiges einfallen lassen, um das besuchende Volk auf Abstand zu halten.

Weil die Sicherheitskontrollen in den letzten Jahren immer aufwendiger wurden und im Jahr 2020 einige vermeintlich querdenkende Teile des Volkes ihre Vertreter kurzerhand und ungefragt direkt im Parlament «besuchen» wollten, muss ein neues Besucherzentrum her. Doch das ist kompliziert. Denn im historischen Garten-Ensemble vor dem Reichstag kann nicht gebaut werden, deshalb soll ein mit 150 Millionen Euro ehemals veranschlagter (Prust! Wieher! Nie im Leben!) Glas-Säulen-Beton-Bau im benachbarten Tiergarten errichtet werden, von wo die gebetenen und kontrollierten Gäste dann unterirdisch in den Reichstag und zum Beispiel auf seine imposante Kuppel gelangen sollen.

Ausruf des Erstaunens

Die (Volks-)Vertreter wollen bei der Auswahl der Betreter schliesslich die Übersicht behalten. Denn der Reichstag wird nicht nur von schrägen Kritikern der Corona-Politik heimgesucht, sondern immer öfter auch von «Klima-Klebeden», die gegen die Erderwärmung falschen Feueralarm im historischen Gemäuer auslösen, oder von Greenpeace-Leuten, die sich ebenfalls illegal für hehre Ziele vom Dachgesims abseilen.

Um solche Eindringlinge mit vermeintlich dringlichen Botschaften künftig auf Distanz zu halten, haben die Bauplaner auf einen raffinierten Kniff aus dem englischen Festungsbau zurückgegriffen: Ein sogenannter Aha-Graben (2,5 Meter tief, 10 Meter breit) soll vor dem Reichstag anrennende Horden in Erstaunen und vor allem in Ratlosigkeit versetzen, wenn

Berlin

sie bemerken, dass da eine Mauer ist, mit der sie nicht gerechnet hatten (Ausruf des Erstaunens: «Aha!»). Um den gediegenen Ausblick aus den hoheitlichen Fenstern nicht zu stören, versenkten pfiffige Landschaftsgärtner einst hässliche Mauern einfach in einen auf einer Seite abgeflachten Graben (mitunter in Zoos noch gebräuchlich) und stoppten den Angreifer unterhalb der sichtbaren Landschaftslinie.

Und was für das Schloss von Grand Trianon in Versailles oder das «Hôtel de Sully» in Paris gut genug ist, sollte den Berliner Granden gerade recht sein. Nicht dass das Volk beim Regieren stört.

Ralf Schuler ist Politikchef der Vius SE und betreibt den Interview-Kanal «Schuler! Fragen, was ist» (Youtube@ralf-schuler). Sein neues Buch «Generation Gleichschritt. Wie das Mitlaufen zum Volkssport wurde» ist kürzlich beim Basler Fontis-Verlag erschienen.

Liebe ist...

MELDE MICH ZURÜCK!



... wenn er endlich wieder zu Hause ist.

Den Grünen fehlt mehr als ein Bundesrat

1992 Europafrage vergeigt. 1999 Bundesratssitz vergeigt. 2023 ökologischen Umbau vergeigt.



Seit der Corona-Pandemie suchen vermehrt auch die Professoren das Schaufenster der Öffentlichkeit. Publizität in eigener Sache ist eine schlechte Angewohnheit, die um sich greift. Auch in der Wissenschaft.

Deshalb stellen auch Professorinnen und Professoren gelegentlich ziemlich steile Thesen in den Raum. Die Medien spitzen diese noch zu. Und schon haben wir faktenarme Aufregungen im helvetischen Hühnerstall.

Beispiel 1 — Wollen gutausgebildete Schweizerinnen gar nicht Karriere machen, sondern sich nur einen reichen Boni-Gockel schnappen? Eine Uni-Studie legt dies nahe, auch wenn die Autorinnen die Aussage so nicht gemacht haben wollen. Motto: Zuerst aufblasen, dann abblasen.

Beispiel 2 — Die ETH-Professoren Knutti und Züttel sind sich unter anderem nicht einig, wie viel Solarstrom wir auf unseren Dächern wie schnell produzieren können. Dabei ist die Sachlage klar, wie ein Blick nach Deutschland lehrt: Es geht nicht ohne Freiflächenanlagen. Und weil die Schweiz – im Gegensatz zu Deutschland – viel zu wenig Winterstrom besitzt, müssen wir diese Anlagen in den Alpen zubauen. Zwei Gegner blockieren: erstens die Grünen, die alles verzögern werden, ohne selbst ein brauchbares Konzept zu liefern. Und zweitens die Kriegsgewinnler Axpo, Alpiq, BKW und Co, die vor allem auf Subventionsjagd sind.

Beispiel 3 — Den absoluten Höhepunkt an Stumpfsinn hat die ETH-Lehrbeauftragte Sarah Bütikofer geliefert. Zusammen mit Werner Seitz gab sie im Cosmos-Verlag eine fakten-

arme Festschrift zum 40. Geburtstag der Grünen Schweiz heraus.

In der Schweiz-Beilage der *Zeit* lese ich Folgendes über André Daguét und mich: «...»

Die Professorin Sarah Bütikofer hat nie mit mir geredet. Ich rief sie an, um sie zu fragen, ob sie vielleicht Daguét selig zu diesem Themenkreis befragt habe. Natürlich auch nicht.

Nach den Wahlen 1991 positionierten wir die SP neu. Auf der Basis des Wirtschaftspapiers, das in Sachen ökologischer Umbau weit konkreter und präziser war als alles, was die Grünen bis heute produziert haben.

Wir versuchten, die besten Köpfe der zersplitterten 68er-Generation zu gewinnen, damit wir neben dem Umweltschutz auch Bereiche wie Europa- und Wirtschaftspolitik voranbringen konnten. Unter anderem dank flankierenden und damals noch EU-kompatiblen Massnahmen. Wäre heute aktueller denn je.

Einige entschieden sich, bei der SP mitzumachen. Etwa Andreas Herczog, Christine Goll, Susanne Leutenegger Oberholzer und andere. Andere liessen es bleiben – für viele galt subkutan noch immer die Parole: Wer hat uns ver-raten, die Sozialdemokraten.

Mag sein, dass wir zu wenig gut waren, obwohl wir 1995 die Wahlen gegen die SVP gewonnen hatten. Aber wir waren nicht «machoid», wenn man etwa an die von Daguét und mir gemanagte Wahl von Ruth Dreifuss in den Bundesrat denkt. Für einige hatten wir Nerven wie Stahlseile.

Hätte sich Regula Rytz damals richtig entschieden, wäre sie anstelle von Simonetta Sommaruga Bundesrätin geworden. Ein Segen.

Trotz ihrer Vergangenheit als Trotzkin. Schliesslich hat es ja Serge Gaillard, der aus dem gleichen politischen Stall wie Rytz kam, zum wichtigsten Beamten des Bundes geschafft.

Vor vier Jahren verlor die SP die Wahlen. Die Grünen haben gesiegt. Warum? Die SP war unter Christian Levrat zu einer faktischen Anti-Europa-Partei mutiert, welche die Themen wie mehr Rechte für die Frauen und den ökologischen Umbau links liegen liess. Niemand übte im Nachgang Selbstkritik. Die Grünen waren inhaltlich nicht besser, aber sie kamen weit frischer daher.

Die machtpolitisch unerfahrenen Grünen liessen sich trotzdem von der SP in Sachen Bundesratssitz über den Tisch ziehen.

Wenn die aktuellen Umfragen in etwa stimmen, haben SP und Grüne zusammen Anspruch auf zwei Sitze im Bundesrat und nicht mehr. Die sich neuformierenden Mitte-Par-

Hätte sich Regula Rytz richtig entschieden, wäre sie anstelle von Sommaruga Bundesrätin geworden.

teien ebenfalls, genau wie die SVP. Weshalb zwei Freisinnige im Bundesrat sitzen, ist weder mathematisch noch politisch nachvollziehbar.

Im Gegensatz zu den Grünen scheint Gerhard Pfister rechnen zu können. Das müsste man Balthasar Glättli hinter die Ohren tätowieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Sexualisierung der Schule

Ein geplanter «Gender-Tag» in Stäfa lässt die Emotionen hochkochen. Die Verantwortlichen geben sich ahnungslos. Dabei macht die Ideologisierung der Kinder und Jugendlichen schweizweit längst Schule.

Christoph Mörgeli und Marcel Odermatt

An den Gestaden des rechten Zürichsees, am Stäfner Hafenbecken, zerreissert ein in Erz gegossener athletisch-grimmiger Bauer symbolhaft die Ketten seiner Unterjochung. Das prominente Denkmal erinnert an den Memorial- und Stäfnerhandel von 1794/95, als die freiheitsliebenden «Seebuben» einen Aufstand gegen das Zunftregime der Stadt Zürich gewagt haben. Noch heute stehen die Stäfner im Ruf besonders kritischer, auf-

«Spezifische Kompetenzen» seien nötig, um «junge Menschen in ihrem Coming-out-Prozess zu begleiten».

müpfiger Zeitgenossen, die gegen missliebige Anordnungen der Obrigkeit robusten Widerstand leisten.

So empörten sich diesmal Eltern in Stäfa, welche die Einladung an ihre Kinder zu einem «Gender-Tag» der Sekundarschule im örtlichen Jugendzentrum erhielten. Ihnen missfiel insbesondere die Sternchen-Anrede «Schüler*innen» sowie «liebes Mädchen*» und «lieber Junge*». Auch das über der Einladung prangende Symbol für ein «nonbinäres» Geschlecht hat nach ihrer Auffassung nichts mit dem Lehrplan 21 zu tun. Dass der Tag «obligatorisch» ist und «im Rahmen des normalen Schulunterrichtes» stattfindet, stiess einzelnen Eltern ebenfalls sauer auf. Sie teilten das Bild der Einladung auf den sozialen Medien und orientierten die *Weltwoche*, deren Berichterstattung in den darauffolgenden Tagen zu einem eigentlichen Orkan anschwell.

Probleme mit Indianern

In Stäfa hat kürzlich bereits der Fall eines Briefes an die Eltern von Kindergärtlern zu reden gegeben. Darin wurde orientiert, dass man demnächst das Thema «Indianer» behandeln möchte, was seit der Cancel-Culture gegen Karl Mays «Winnetou» aber als problematisch gilt. Falls irgendwelche sprachempfindsamen Bedenken gegen die allenfalls rassistische beziehungsweise diskriminierende Sammelbezeichnung

«Indianer» bestünden, wurden die Erziehungsberechtigten um Einsprache ersucht.

Ist also die Schulgemeinde Stäfa besonders woke? Sicher ist, dass dort der heutige SP-Ständerat Daniel Jositsch einst als Schulpräsident gewirkt hat und heute als einziger Einwohner den Titel eines Ehrenbürgers trägt. Zwar ist die SVP mit Abstand wählerstärkste Partei, konnte im Gemeinderat oder in der Schulpflege allerdings seit vielen Jahren keinen Sitz mehr erobern. Die Exekutive beherrscht eine Mitte-links-Mehrheit aus vier Freisinnigen, je zwei Grünliberalen und Sozialdemokraten sowie einer Mitte-Vertreterin. Lukas Bubb als Präsident der oppositionellen SVP hat zum vorgesehenen «Gender-Tag» umgehend eine Reihe kritischer Fragen an die Schulbehörde gerichtet. «Eine Antwort habe ich bislang noch nicht bekommen», meint der junge Jurist und dreifache Familienvater.

Die Gender-Thematik schlägt seither weit über die Goldküstengemeinde Stäfa hinaus hohe Wellen. Die Medien reagierten im üblichen Gleichschritt und hinterfragten nicht den Anlass, sondern die Kommentare der SVP-Nationalräte Roger Köppel und And-



Kampf der Gendersterne:
Bildungsdirektorin Steiner.

reas Glarner. Insbesondere Glarner wurde vorgehalten, er habe die Telefonnummer der Sozialarbeiterin der Schule verbreitet; tatsächlich befand sich diese aber lediglich auf jenem Einladungsschreiben, das sich in den sozialen Medien längst vorher schon in rasantem Tempo mehrtausendfach verbreitet hatte. «Ein Bumerang für die SVP», befanden die gleichgeschalteten Blätter *Tages-Anzeiger* und *Zürichsee-Zeitung*. Dabei weiss man auf den Redaktionen recht genau, dass die SVP mit dem Gender-Thema weit über die Parteigrenzen hinaus punktet. Esther Friedli, die beherzt gegen das «Gendern» in den Kampf gezogen ist, hat im Kanton St. Gallen soeben einen triumphalen Wahlsieg errungen.

Lamento über «Hetze»

Überhaupt lehnt die Mehrheit der Bevölkerung die «gendergerechte Sprache» ab. Selbst im eher progressiven Kanton Zürich sind laut einer NZZ-Umfrage 54 Prozent «überhaupt nicht einverstanden» mit einer diversen Sprache durch Sonderzeichen. Dennoch beschimpfte die NZZ die kritischen SVP-Exponenten als «mediale Rowdys» und «hetzende Politiker», die «faktenfreie Debatten» führten. Dabei hat dasselbe Blatt kürzlich noch festgehalten: «Der Kampf der Gendersterne ist längst kein sprachlicher mehr, er ist ideologisch und politisch besetzt.»

Weder der Bund noch die Kantone verwenden Gendersterne, sondern verbieten eine entsprechende Sprache in amtlichen Dokumenten ausdrücklich. Statt die Schule Stäfa vorbehaltlos in Schutz zu nehmen und über «Hetze» zu lamentieren, hätte die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner (Mitte) also vielmehr die unstatthafte Briefform anmahnen müssen. Doch möglicherweise ist der Magistratin, die auch als Präsidentin der eidgenössischen Bildungsdirektoren-Konferenz amtiert, gar nicht bewusst, was in ihrem Verantwortungsbereich in Sachen Sexualisierung alles geschieht. Vierzehnjährige Sekundarschüler in Zürich Höngg mussten an drei Thementagen vor Ostern unzählige Diversen-Symbole von nicht weniger als sechzig möglichen «Gendern» durchspielen.



Statt Mathematik und Geometrie: Broschüre von Pink Cross.

Dem kantonalen Volksschulamt seien die dort besprochenen, der *Weltwoche* vorliegenden Unterrichtsmaterialien «nicht bekannt».

Auf den 7. Juni sind alle Lehrpersonen, Schulleiter und Schulsozialarbeiter an die Pädagogische Hochschule Zürich zu einer «LGBTQ-Weiterbildung» mit dem Titel «Queer durch den Schulalltag» eingeladen. Der gleiche Kurs hat an der Pädagogischen Hochschule Bern bereits am 29. April stattgefunden; am 23. September wird St. Gallen, am 15. November Basel heimgesucht. Aufgeklärt werden soll gemäss Einladung über «lesbisch, trans, pan, agender, demi, omnisexuell, non-binär und genderqueer». Es gehe um «romantische, geschlechtliche und sexuelle Vielfalt». Nötig seien «spezifische Kompetenzen», um «junge Menschen in ihrem Coming-out-Prozess zu begleiten». Ziel sei es, «besser auf die Bedürfnisse junger LGBTQ-Menschen eingehen und sie gegebenenfalls in ihrem Identitätsentwicklungsprozess unterstützen zu können». Im Zentrum stehe die «Schaffung eines LGBTQ-freundlichen Klimas».

Diese Veranstaltungen stehen nicht unter Leitung der jeweiligen Bildungsdirektion, sondern der Aktivisten-Organisation Pink Cross. Diese bekennt sich zur «politischen Lobbyarbeit» und zur «Interessenvertretung der Schwulen auf politischer Ebene». Es handelt sich also um eine Organisation mit klarer politischer Zielsetzung, was die Alleinorganisation eines Anlasses unter dem Dach

der Volksschule eigentlich ausschliessen müsste. Hier wird ganz eindeutig eine volksschulwidrige, politisch einseitige und die Teenager mehr verstörende als bestärkende Propaganda betrieben. Unterstützung erfährt der Anlass

Das rasche Einknicken deutet auf eine eher laue Überzeugung von der Notwendigkeit des Anlasses.

durch die finanzkräftige Stiftung Mercator der Essener Unternehmerfamilie Schmidt, die sich «für eine offene, solidarische und ökologisch nachhaltige Gesellschaft» einsetzt.

Gelassenheit und Toleranz

In Stäfa hat sich die Schulgemeinde laut Gemeindepräsident Christian Haltner und Schulpräsidentin Daniela Bahn Müller (beide FDP) aufgrund der heftigen Reaktionen und wegen Bedrohungen der Beteiligten entschieden, den «Gender-Tag» abzusagen. Das rasche Einknicken auf den öffentlichen Druck deutet auf eine eher laue Überzeugung von der Notwendigkeit des Anlasses. Dieser werde seit zehn Jahren klaglos durchgeführt, betonen die Behörden. Auch von Elternseite seien keine Einwände erhoben worden; der Ausländeranteil an einer der *Weltwoche* bekannten durchschnittlichen Schulklasse in Stäfa beträgt 18 von 23 Schülern. Auch die Jugendlichen, so bedauert

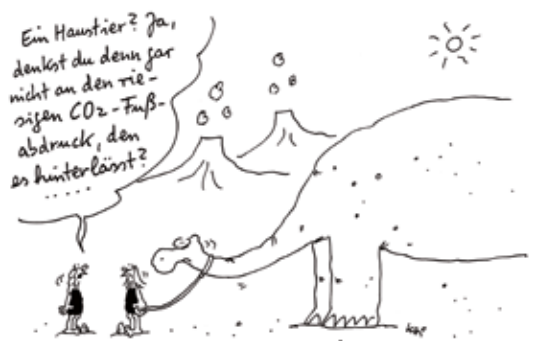
die Schulpflege, seien «Leidtragende» einer Absage des «Gender-Tages». Was wenig erstaunt, ist es für sie sowohl interessanter wie bequemer, im Jugendzentrum «Domino» über Sex zu reden, statt im Schulzimmer Mathematik und Geometrie zu büffeln.

Auf die Frage, ob er als Liberaler eine solche Veranstaltung nicht als Verstoß gegen den Auftrag einer öffentlichen Schule beurteile, antwortet Gemeindepräsident Christian Haltner: «Sie wissen nicht, was geplant war, und können daher nicht beurteilen, ob die Kinder und Jugendlichen verunsichert oder gestärkt werden an einem solchen Tag. Das Ziel des nun abgesagten Tages hätte darin bestanden, die jungen Menschen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu stärken, ein Ziel, das sich auf den Gleichstellungsartikel in der Bundesverfassung abstützt und das ich vollumfänglich teile.»

Schulpräsidentin Daniela Bahn Müller hält auf Anfrage der *Weltwoche* fest: «Selbstverständlich nehmen wir die heftigen Reaktionen ernst, und wir prüfen sehr genau, unter welchem Titel und mit welchen Inhalten wir diesen Tag fortführen. Wir wollen niemandem eine Meinung aufzwingen. Aber wir wollen und werden den Jugendlichen auch in Zukunft ermöglichen, in einem offenen Rahmen relevante Fragen zu diskutieren. Ob und, wenn ja, welche Anpassungen vorgenommen werden, prüft die Schule Stäfa nun intensiv.»

Selbstverständlich hat das Bedürfnis nach Sexualaufklärung an den Schulen gerade durch die Zuwanderung kulturferner Schüler zugenommen. Doch sollte diese Sexualaufklärung weder den sicheren Boden wissenschaftlich-biologischer Erkenntnisse verlassen noch zum Tummelplatz von Ideologien und politischen Forderungen verkommen. Gerade die gegenwärtige Neukonstruktion der Sprache ist geeignet, einen nach wie vor schützenswerten individuellen Intimbereich der Teenager in ihrer heiklen Lebensphase zu einem öffentlichen Tummelplatz der richtigen Gesinnung umzubiegen.

«Gender-Tage» wie in Stäfa dienen nicht der Aufklärung, sondern sollen den Schülern ein bestimmtes Denken aufzwingen. Auf der Strecke bleiben so Gelassenheit und Toleranz, womit den sexuellen Minderheiten zuallerletzt gedient ist.



Strassburg bevormundet Europas Demokratien

Die Politik ist machtlos im Kampf gegen die illegale Masseneinwanderung über das Mittelmeer. Die Regierungen haben die Kontrolle über das Asylrecht verloren.

Fulvio Haefeli

Die Schweizer Stimmberechtigten haben bei der Abstimmung vom 15. Mai 2022 der Beteiligung der Schweiz am Ausbau von Frontex, der europäischen Agentur für die Grenz- und Küstenwache, zugestimmt. Der Beitrag der Schweiz wird von 24 Millionen Franken im Jahr 2021 bis 2027 auf schätzungsweise 61 Millionen Franken steigen. Ob die Frontex im Bereich der Küstenwache im Mittelmeer effizient arbeitet, ist entschieden zu verneinen. 114 500 Menschen sind im Jahr 2022 (von Januar bis Oktober) über das Mittelmeer in den Schengen-Raum eingedrungen. Und dieser Menschenstrom über das Mittelmeer reisst bis heute nicht ab. Die Ursache ist wenig bekannt, nämlich die verhängnisvolle Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte in Strassburg (EGMR). Das Gericht fördert die ungehinderte Masseneinwanderung über das Mittelmeer.

Realitätsfremde Rechtsprechung

Nachdem die italienische Marine Boote auf dem Mittelmeer gestoppt und die Migranten nach Libyen zurückgebracht hatte, stellte der EGMR mit Urteil vom 23. Februar 2012 fest, dieses Vorgehen verstosse unter anderem gegen das in Artikel 4 des Protokolls Nr. 4 zur Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) niedergelegte Verbot der Kollektivausweisung. Durch die Schiffe der italienischen Küstenwache werde nach Ansicht des EGMR unmittelbar italienische Hoheitsgewalt ausgeübt, die grundsätzlich an die Gewährleistungen der EMRK gebunden sei.



Für die europäischen Konventionsstaaten hat dieses Urteil folgende Auswirkung: Im Einklang mit der EMRK müssen sie alle auf See aufgebrauchten Migranten in einen Konventionsstaat transportieren, um dort ein ordnungsgemässes aufenthalts- oder asylrecht-

Wird die Rechtsprechung nicht der Realität angepasst, bleibt nur die Kündigung der EMRK übrig.

liches Verfahren durchzuführen. Dass die Migranten seeuntaugliche Boote für die Überfahrt von der nordafrikanischen Küste nach Europa benützen, wodurch diese selbstverschuldete Seenot sich in eine Chance auf eine illegale voraussetzungslose (visumlose) Einreise in Europa verwandelt, kümmerte das Gericht nicht.

Das Gericht kümmerte es auch nicht, dass das Vorgehen der italienischen Marine geeignet war, unzählige Migranten vor einer potenziell tödlichen Seereise zu bewahren. Die Frage der illegalen Masseneinwanderung im Zusammenhang mit den beschränkten Ressourcen der Konventionsstaaten, zu denen auch die Schweiz gehört, müsste aber in der Rechtsprechung des EGMR zwingend berücksichtigt werden. Alles andere ist eine realitätsfremde Rechtsprechung zu Lasten der Bevölkerung der Konventionsstaaten.

Aus dem internationalen Seerecht lässt sich die Rechtsprechung des EGMR jedenfalls nicht ableiten. Die International Convention for the Safety of Life at Sea (Solas) richtet sich nur an den jeweiligen Kapitän und begründet keine Verpflichtungen für den Küstenstaat, Rettungsaktionen durchzuführen. Die Search and Rescue Convention (SAR) soll sicherstellen, dass unabhängig davon, wo ein Schiff in Not gerät, die Rettung durch eine SAR-Operation koordiniert wird. Weder das Uno-Seerechtsübereinkommen (SRÜ) noch das SAR beinhalten eine Verpflichtung der Küstenstaaten, präventive Seenotrettungsmassnahmen vorzunehmen.

Im Weiteren lässt sich weder aus dem SRÜ noch aus dem Solas oder dem SAR ein Hafenzugangsrecht (Nothafenrecht) ableiten. Hinzu kommt, dass die Vorschriften des SRÜ nicht *self-executing* sind; sie bedürfen einer nationalrechtlichen Umsetzung. Somit können die Küstenstaaten den Zugang verweigern, wenn keine Notlage vorliegt. Zu beachten ist, dass bei einer Bedrohung des Küstenstaates oder einer selbstverschuldeten Notlage der Zugang zum Hafen verweigert werden kann. Die massenhafte illegale Einwanderung ist klarerweise als Bedrohung zu qualifizieren, ist sie doch geeignet, unerwünschte Auswirkungen auf jede Gesellschaft zu entfalten.

Europäischer Sonderweg

Die Parlamente und Regierungen der europäischen Demokratien haben ihr politisches Primat im Ausländerrecht zugunsten weitreichender Zuständigkeiten des EGMR preisgegeben. Der Vergleich mit der Praxis ausser-europäischer Demokratien von den USA und Kanada über Japan und Australien verdeutlicht, dass die europäischen Staaten sich damit rechtspolitisch in eine gefährliche Sackgasse begaben; die oben aufgeführten Länder sind hingegen zu Recht nicht gewillt, ihre Gesetzgebung im Einwanderungsrecht der Beurteilung internationaler Gerichtshöfe zu unterwerfen.

Die Vertragsstaaten der EMRK könnten sich über eine realistische Auslegung und Anwendung der Konventionsbestimmung verständigen: Tatsächlich sieht Artikel 31 der Wiener Vertragsrechtskonvention Vereinbarungen über die Anwendung von vertraglichen Bestimmungen vor. Vielleicht wäre eine derartige Vereinbarung für den EGMR zumindest ein Fingerzeig, über eine realistische Auslegung der Konvention nachzudenken. Falls der EGMR seine Rechtsprechung nicht der Realität anpassen will, bleibt den Vertragsstaaten nur die Kündigung der EMRK übrig, wenn sie nicht von der neuen Völkerwanderung überrollt werden wollen.

Fulvio Haefeli war von 2007 bis 2022 Richter am Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen.

Verschwörung gegen eine Journalistin

Zwei Dutzend Feministinnen zogen eine Hasskampagne gegen Michèle Binswanger auf, darunter bekannte Nationalrätinnen wie Tamara Funicello, Samira Marti und Aline Trede. Die Chat-Protokolle der Drahtzieherinnen enthüllen einen Abgrund an Scheinheiligkeit.

René Zeyer

Es ist organisierte Hetze. Ende April 2020 eröffnete Jolanda Spiess-Hegglin (JSH) einen Chatroom und lud zwei Dutzend gleichgesinnte Teilnehmerinnen ein. Gemeinsame Absicht: die Publikation des Buchs von Michèle Binswanger über die Hintergründe der Zuger Landammannfeier zu verhindern. Mit allen Mitteln. Insbesondere mit Shitstorms, Provokationen aus Fake-Accounts und mit inszenierten Kampagnen gegen die Autorin.

Das belegen die Chat-Protokolle, in die ein Investigativ-Team Einblick nehmen konnte. Sie dokumentieren, was Spiess-Hegglin «die kleine Drecksarbeit» nennt.

Mastermind Hansi Voigt

Am 28. April 2020 eröffnete Spiess-Hegglin diesen Chatroom: «Ich werde jetzt noch ein paar Frauen dazuholen». Dazu gehörten die Bloggerin Kafi Freitag, die damalige Netz Courage-Präsidentin Liliane Ritzi, die Politikerinnen Sibel Arslan (SP-Nationalrätin), Tamara Funicello (SP-Nationalrätin, bis zum abrupten Rücktritt Co-Vereinspräsidentin von Netz Courage), Samira Marti (SP), Aline Trede (Fraktionsvorsitzende der Grünen im Nationalrat), aber auch Franziska Schutzbach, feministische Forscherin, oder Agota Lavoyer, selbsternannte Spezialistin für antifeministischen Hass. Sogar Journalistinnen wie Miriam Suter machten mit.

Im Hintergrund wirkten der ehemalige publizistische Leiter von CH Media, Pascal Hollenstein, dessen Rolle als Lautsprecher von Spiess-Hegglin ihn nicht zuletzt seine Stellung kostete. Eine ganz besondere Rolle als Mastermind spielt Hansi Voigt, der mehrfach gescheiterte Internetjournalist und aktuelle Chef von *Bajour*. Schon bevor er nach diversen Rücktritten seiner Vorgängerinnen Präsident des Vereins Netz Courage wurde, zog er hier die Fäden.

Die gemeinsame Absicht wurde von Spiess-Hegglin am Anfang klar formuliert: «Unser Ziel muss sein, dass sie als Journalistin auswandern kann.» Das Nahziel war, die Veröffentlichung des Buchs zu verhindern. Nicht etwa mit einer

offenen Auseinandersetzung oder einer Debatte. Sondern mit orchestrierten Schmutzkampagnen gegen die Autorin, mit Forderungsschreiben, die sich an ihre Vorgesetzten richteten.

Dabei schreckte man auch vor absurden Verschwörungstheorien nicht zurück: «Es ist wirklich sehr wahrscheinlich, dass dieses Buch ein Tamedia-Freundschaftsdienst an Ringier ist», behauptet Spiess-Hegglin. Über die Strategie ist man sich nicht ganz einig. Während Spiess-Hegglin immer für offensives Vorgehen ist und auch beispielsweise Hollenstein instrumentalisieren will, indem der mal wieder einen Artikel gegen Binswanger schreiben soll, sind Schutzbach oder Kafi Freitag eher dafür, den Ball flach zu halten, damit Binswanger nicht noch mehr Aufmerksamkeit erfährt.

Die Aktionen wurden mit entsprechenden Artikeln angeheizt. So fantasierte Pascal Hollenstein im Mai 2020 auf CH Media: «Ein <privates Racheprojekt>? Aufruhr um geplantes Buch zu Jolanda Spiess-Hegglin». Dabei war wenn schon ein «Aufruhr» von ebendieser Chat-Gruppe inszeniert worden. Der Artikel war dann der gewünschte Resonanzverstärker. Die Buchautorin wurde auf den sozialen Medien rüde attackiert, die Grünen-Fraktionschefin Trede, auch Mitglied dieses Chats, schrieb auf Facebook: «Stoppt dieses Scheissbuch.»

Unter anderem wurden dafür Hashtags wie «#haltiefressetamedia» lanciert, anspielend auf Binswangers Arbeitgeberin. Was wie ein spontaner Shitstorm daherkam, war in Wirklichkeit orchestriert und vorbereitet. JSH gibt die Marschrichtung vor: «Wenn wir ihr ihre gemachten Fehler und ihre Absichten jetzt auf Social Media so richtig um die Ohren hauen, kann es uns daher gelingen, das Buchvorhaben im Keim zu ersticken. Ich danke euch herzlich für eure Unterstützung.»

Binswangers Bilanz

Im Chat wurden dann in den folgenden Jahren rund 2000 Messages ausgetauscht, wie man dieses Ziel am besten erreichen könnte. Das gelang trotz aller Anstrengungen nicht, und nun wird der Inhalt und die Positionen der Teil-



«Beinahe erleichternd»: Autorin Binswanger.

nehmerinnen an dieser Hetze Stück für Stück veröffentlicht. Peinlich für Spiess-Hegglin. Binswanger hingegen zieht Bilanz: «Nachdem man

«Unser Ziel muss sein, dass sie als Journalistin auswandern kann.»

einen solchen Shitstorm erlebt hat, ist es beinahe erleichternd, zu sehen, dass das organisiert war. Und wie es organisiert war.»

Organisiert wurde die Schmierenkampagne von der grossen Kämpferin gegen Schmierenkampagnen, Hass und Terror im Internet höchstselbst. Das müsste auch die letzten verbliebenen Anhänger davon überzeugen, dass Spiess-Hegglin für diese Aufgabe charakterlich ungeeignet ist.

Damit nicht genug: Die Redaktion hinter der Veröffentlichung dieser entlarvenden Protokolle sei «im Besitz eines zweiten Chats, von Dutzenden von Dokumenten, Mails und Aufnahmen, die ein Schlaglicht auf die internen Vorgänge bei Netz Courage werfen».

«Ich würde mit Putin verhandeln»

Der Danziger Elektriker Lech Walesa bohrte das erste Loch in den Eisernen Vorhang. Nach dem Kalten Krieg wählten ihn die Polen zu ihrem Staatspräsidenten. Für seinen Widerstand gegen die Sowjetunion erhielt er den Friedensnobelpreis. Hier spricht er über Russland, den Ukraine-Krieg und die Lehren aus Solidarnosc.

Oliver Stock

Innsbruck

Lech Walesa sitzt in einem Hotelfoyer in einem bequemen Ledersessel, Turnschuhe, ein Kissen im Kreuz, weil ihm mit seinen 79 Jahren der Rücken weh tut. Der Deutsche Freundeskreis der Universitäten in Innsbruck hat den Friedensnobelpreisträger und ehemaligen polnischen Staatspräsidenten eingeladen, und er ist gekommen. Denn ihn treibt eine Sorge um: die, dass es mit der Revolution, die er als Werftarbeiter in Danzig in den siebziger Jahren begonnen hatte, nicht weitergeht. Dass das System der Sowjetunion sich neu formiert.

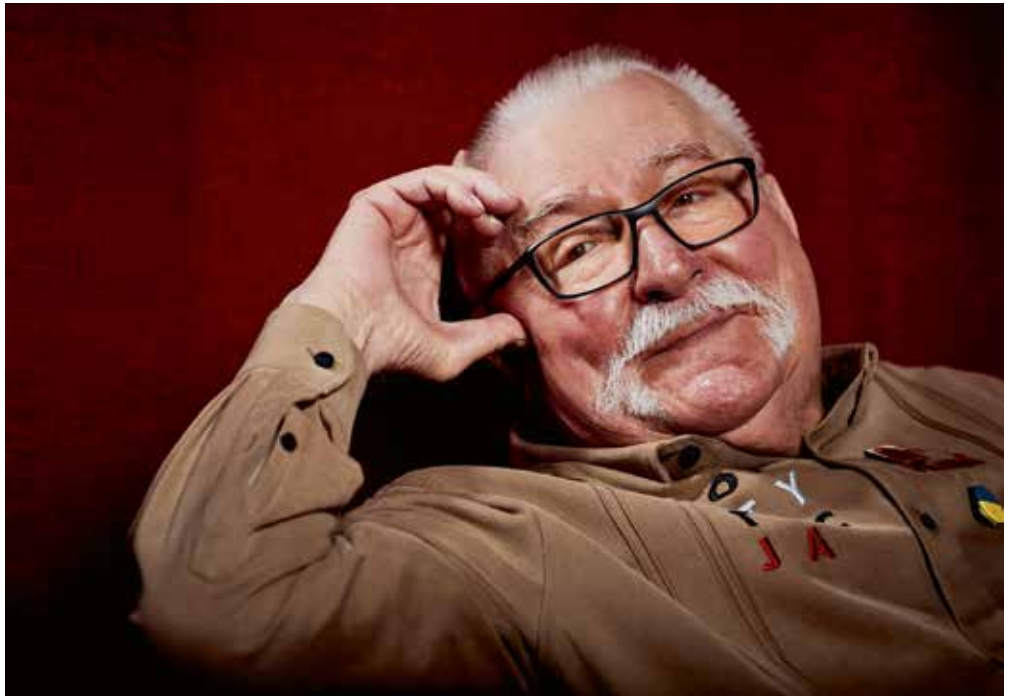
Walesa nennt sich selbst einen «alten Revolutionär», der geschafft hat, was kein einzelner Mensch zuvor sonst erreichen konnte: ein Loch in den Eisernen Vorhang zu bohren, und zwar auf friedliche Art und Weise. Er kokettiert damit, dass er eigentlich doch nur ein einfacher Elektriker sei, und versteht das als Ansporn, es ihm gleichzutun. Wer an Gott und die gute Sache glaube, könne eine Revolution anzetteln, meint er. Im eigenen Land ist er inzwischen umstritten. Eine politische Fan-Gemeinde hat er, der 1989 mit einem Erdrutschsieg zum Staatspräsidenten gewählt worden war, in Polen nicht mehr. Er gilt als Querkopf. Als er in einer Fernsehdiskussion 2013 über «queere» Menschen sagte: «Ich wünsche nicht, dass diese Minderheit, mit der ich nicht einverstanden bin, auf die Strassen geht und meine Kinder und Enkel verwirrt», war die Empörung gross. Heute darauf angesprochen, antwortet er weise: Eine Minderheit dürfe nicht über eine Mehrheit bestimmen. Sie habe alle Rechte, aber nicht jenes, das Leben der anderen massgeblich zu beeinflussen.

Weltwoche: Herr Walesa, wie geht es Ihnen?

Lech Walesa: Ich bin nicht weit weg von der Ewigkeit.

Weltwoche: Sie haben einen Anstecker mit den Farben der Ukraine am Revers. Was bedeutet das für Sie?

Walesa: Ganz einfach! Wäre Polen nicht rechtzeitig in die EU geflohen, wären wir jetzt an der Stelle der Ukraine. Was die Welt dringend braucht, ist wieder Ordnung in den Beziehungen



«Wir haben den Papst für unsere Revolution ausgenutzt»: Staatsmann Walesa.

zu grossen Ländern wie Russland und China. Ich will, dass junge Menschen erkennen, dass das wichtig ist. Deswegen trage ich den Anstecker. Wir brauchen den politischen Kampf. Ich selbst bin dafür zu alt. Ich bin nur noch ein alter Revolutionär.

Weltwoche: Also dann, wo müssen wir anfangen, die Welt zu ordnen?

Walesa: Man muss gar nicht viel machen. Wir müssen nur die Menschen in Russland, in China davon überzeugen, dass sie in einem schlechten politischen System leben. Das geht schon damit los, dass ihre Präsidenten zu lange regieren. Zwei Legislaturperioden von jeweils fünf Jahren sind genug. Und dann muss man die Völker in diesen Ländern ermutigen, ihr Recht auf Selbstbestimmung einzufordern. Sehen Sie: In Russland leben mehr als sechzig Völker. Ihre Führer wurden ermordet, viele von ihnen wurden umgesiedelt, sie können nicht mehr die Gräber ihrer Eltern besuchen. Es ist eine politische Aufgabe, sie zu mehr Selbstbestimmung zu ermutigen.

Weltwoche: Und das soll Ordnung bringen?

Walesa: Das ist der Weg, den ich in Polen gegangen bin. Ich bin Pragmatiker. Ich verändere die Realität. Theoretische Systeme wie der Kommunismus haben dagegen keine Chance. Lenin und Marx waren kluge Menschen. Aber ihr Konzept hat nirgends auf der Welt funktioniert. Ich wäre meinen Weg noch weiter gegangen. Ich hätte auch für Russland etwas erreichen können.

Weltwoche: Wie das?

Walesa: Als ich polnischer Staatspräsident war, wollte ich weiter gehen, wollte für die Freiheit in Russland kämpfen. Damals besuchte mich Frau Albright ...

Weltwoche: ... die US-Aussenministerin ...

Walesa: ... und entrollte auf meinem Schreibtisch eine Karte von Russland. Da waren lauter Punkte darauf. Jeder Punkt stand für einsatzbereite Atomwaffen. «Wenn Sie jetzt weiter für die Freiheit kämpfen, bringt das Unglück», hat sie mir gesagt. Ich habe mich ergeben. Aber ich bin stur. Ich bin der Meinung: Der politische

Kampf muss weitergehen. Das müsst ihr jetzt machen. Eure Generation. Aber ihr macht das nicht. Das macht mich unzufrieden.

Weltwoche: Sie haben selber acht Kinder, geben Sie denen Ihr Vermächtnis mit?

Walesa: Ich habe deswegen so viele Kinder, weil ich wusste, dass der Kampf lange dauert und ich viele Generäle brauche. Aber leider hören sie nicht alle auf mich. Immerhin: Einer ist in der Politik gelandet. Irgendjemand muss das ja machen.

Weltwoche: Was ist denn die Aufgabe, die die jetzige Generation lösen muss?

Walesa: Die Welt hat sich so schnell entwickelt. Es gibt Technologien, Kommunikation, die alle mit allen verbindet. Die Länder sind zusammengerückt. Bei diesen Bedingungen und wenn ich damals so viel Geld gehabt hätte wie ihr, wenn ich eure Ausbildung und eure Möglichkeiten gehabt hätte: Es hätte für zehn Friedensnobelpreise gereicht. Aber im Ernst: Als ich angefangen habe, gegen die Sowjetunion zu kämpfen, damals als Gewerkschaftsführer in den siebziger Jahren, gab es weise Menschen in der Welt, die mir gesagt haben: «Du bist naiv. Russland wird das nie zulassen, ihr werdet nie von Russland wegkommen.» Ich habe bewiesen, dass es geht. Es gibt keine Sowjetunion mehr. Es gibt keinen Warschauer Pakt mehr, Deutschland ist wieder vereinigt, und alle Armeen Moskaus wurden aus den Warschauer-Pakt-Ländern zurückgezogen. Mehr konnte ich nicht erreichen. Jetzt seid ihr dran.

Weltwoche: Sie haben sich zur Ruhe gesetzt?

Walesa: Die erste Etappe hat Polen gemacht. Wir haben die alte Ordnung zerstört. Das Ziel war, auf den Trümmern der alten Ordnung eine neue zu errichten. Dazu hatte Polen weder die Mittel noch die Kraft. Ihr solltet jetzt grenzübergreifende Lösungen erarbeiten unter der Führung der USA, weltweit. Und in Europa sollten Deutschland, Italien und Frankreich an der Spitze stehen. Aber niemand bereitet eine solche Lösung vor. Ich habe die Sorge, dass ihr das Ergebnis meines Kampfes zerstören werdet. Des-

wegen spreche ich mit euch. Hört auf den alten Walesa.

Weltwoche: Die USA sollen führen?

Walesa: Die USA haben die militärische Führung in der Welt. Wirtschaftlich verlieren sie gerade, und politisch sind sie sehr schwach. Aber eine Welt ohne Führung ist gefährlich. Die USA waren immer der letzte Rettungsanker für die Völker. Das ist leider nicht mehr so. Die USA sollten die Führung zurückgewinnen, sonst ist die Welt in Gefahr. Wer soll Konflikte denn sonst unter Kontrolle bringen? Nach der Revolution, die ich gemacht habe, ist die Welt gefährlicher geworden, als sie es vorher war. Es gibt in der Welt keinen Platz für die Leere.

Weltwoche: Das gilt für die USA unter Biden wie unter Trump?

Walesa: Unter beiden Präsidenten gibt es keine politische Führung. Biden ist etwas entschlossener als Trump. Aber er kämpft mir zu sehr mit Gewalt. Er möchte gegen Russland gewinnen, die Ukraine ist ihm dabei ziemlich gleichgültig.

Weltwoche: Soll Trump zurückkehren?

Walesa: Ich kenne ihn. Ich habe vor seiner ersten Kandidatur mit ihm gesprochen. Ich habe ihn dabei überzeugt, zu kandidieren. Wenn ich als Elektriker Präsident werden kann, könne er das schon lange, habe ich ihm erklärt. Hinterher habe ich das ein bisschen bereut. Er hatte die richtige Diagnose, aber eine schlechte Medizin.

Weltwoche: Wie sollen wir heute mit Russland umgehen?

Walesa: Solidarnosc gab das Beispiel dafür. Wir müssen zusammenhalten, um zu gewinnen. Wir haben damals den Kommunisten erklärt: «Wir haben genug von euch. Wir wollen für euch nicht mehr arbeiten. Wir sitzen in Fabriken, wir sitzen in Betrieben. Ihr könnt uns mit Gewalt rausschmeissen, aber dann kommen wir wieder zurück und werden wieder die Arbeit verweigern. Wir wissen, dass Streiks keine Lösung sind, aber solange ihr uns nicht zuhört, streiken wir eben. Wenn wir fallen, reissen wir euch mit.» Da ist jedes Regime hilflos.

Weltwoche: Kann ein Frieden nur durch direkte Verhandlungen zwischen den USA und Russland erreicht werden?

Walesa: So zu denken, ist ein Fehler, den der Westen schon bei Gorbatschow begangen hat. Ich rate davon ab. Michail Gorbatschow war ein begabter Politiker und ein kluger Mensch. Er war aber eben auch ein Patriot, ein russischer Patriot. Er hat nur für Russland gearbeitet. Wir können ihm das nicht vorwerfen. Gorbatschow sagte sich: Ich kann die Sowjetunion nicht mehr retten. Dazu ist es zu spät. Aber ich möchte so viel wie möglich von Russland retten.» Darauf hat sich der Westen eingelassen, dabei war klar, dass

«Wir haben die Chance, eine neue Ordnung zu errichten. Das geht aber nicht mit Raketen und Panzern.»

dann irgendwann wieder so ein Lenin oder Stalin kommen würde, der die alte Sowjetunion wieder errichten möchte. Jetzt ist es ein Putin geworden.

Weltwoche: Also keine Verhandlungen mit Putin?

Walesa: Ich war, wie gesagt, schon gegen Verhandlungen mit Gorbatschow. Aber was haben die Amerikaner gemacht? Sie haben gemeint: «Es gab Stalin, es gab Breschnew, aber der Gorbatschow ist jetzt ein cooler Typ. Wir sollten ihn unterstützen.» Man hat ihm geholfen, und jetzt haben wir Putin. Es musste einer kommen, der das alte Reich wiederherstellen wollte. Was Putin jedoch unterschätzt hat, ist, wie sehr er mit seinem Krieg gegen die Ukraine die ganze Welt gegen sich aufbringt. Wichtig ist jetzt, dass es nicht nur um einen militärischen Kampf geht, sondern um einen politischen. Russland muss selbst aufstehen und das Problem lösen, dabei können wir den Menschen helfen. Sie sollten jeden Tag von uns erfahren, dass sie in einem sinnlosen Krieg für ein schlechtes System sterben.

Weltwoche: Ist der Krieg für den Westen zu gewinnen? >>>

Wallfahrt Einsiedeln – 21. Mai 2023

12.30h Pontifikalamt – 14.00h Mittagessen – 15.00h Podium

Thema:

**«15 Monate Krieg in der Ukraine:
Folgen für Europa, Schweiz und Kirche»**



Kirche in Not
Aide à l'Église en Détresse
Aid to the Church in Need

A C N SCHWEIZ LIECHTENSTEIN



WB Hruza
Ukraine



Ernst Fuchs
Kaplan



M. Kazmarek
Kirche in Not



Urban Frye
Kantonsrat LU



Marta Yaniv
Studentin



Stefan Kube
Moderator

www.kirche-in-not.ch

Walesa: Ein Sieg auf dem Schlachtfeld wäre eine Niederlage. Zehn Jahre lang würde sich Russland wieder sammeln und dann erneut losschlagen. Das würden uns weder unsere Kinder noch unsere Enkel verzeihen. Wir haben die Chance, eine neue Ordnung zu errichten. Das geht aber nicht mit Raketen und Panzern. Macht Propaganda wie Solidarnosc damals!

Weltwoche: Würden Sie persönlich mit Putin verhandeln?

Walesa: Natürlich. Ich würde mich an seinen langen Tisch setzen und sagen: «Kollege Putin, du willst mir Angst machen mit deinen Panzern und Raketen? Dann zeige ich dir, welche Panzer und Raketen ich habe. Du hast keine Chance. Wenn du willst, dass ich das einsetze, bist du nicht mehr da.» So würde ich mit ihm sprechen.

Weltwoche: Ist der ukrainische Ministerpräsident Selenskyj für Sie ein Held?

Walesa: Für heute, ja. Man sieht aber den Mangel an Erfahrung bei ihm. Er macht Fehler. Wir müssen ihn trotzdem unterstützen.

Weltwoche: Welche Fehler?

Walesa: Ich habe ihm vorgeschlagen, die noch lebenden Friedensnobelpreisträger an seine Seite zu ziehen, damit sie international für einen Frieden werben. Das hat er nicht genutzt. Deswegen bin ich jetzt arbeitslos.

Weltwoche: Ist eine Schweizer Lösung eine Möglichkeit, also eine Neutralität der Ukraine?

Walesa: Ihr denkt immer im alten System. In der früheren Epoche wäre das eine Möglichkeit gewesen. Früher haben die Länder ihren Einfluss mit Gewalt ausgebaut. Russland und China machen das noch so. Heute aber gibt es internationale Organisationen, die Nato und die EU zum Beispiel. Das ist eine andere Kategorie, und in der müssen wir denken.

Weltwoche: Sie setzten in der Auseinandersetzung mit Russland auf Propaganda. Das kann dauern.

Walesa: Wer hat gesagt, dass es schnell geht? Wir haben auch fünfzig Jahre lang gekämpft, ohne dass sich etwas Entscheidendes tat. Eigentlich haben wir unseren Kampf in den dreissiger Jahren begonnen gegen die Deutschen und mit Waffen. Den haben wir verloren. Dann haben wir gegen die Russen mit Waffen gekämpft. Da haben wir auch verloren. Erst als wir Solidarnosc gründeten, in die Betriebe gingen, uns dort verbarrikadierten und blieben, hatten wir eine Chance.

Weltwoche: Sie empfehlen also Streiks gegen den Krieg und glauben, dass Ihre Idee aus den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts heute noch funktioniert?

Walesa: Sie funktioniert sogar noch viel besser, weil sie sich viel schneller und besser absprechen können. Die alte Weltordnung ist gefallen, dafür haben wir gesorgt. Aber die neue hat noch nicht angefangen. Wir stehen in der Mitte. Um weiterzugehen, müssen wir drei Fragen klären. Erstens: Welches gemeinsame

Fundament hat der Westen? Es gibt zwei Ideen für dieses Fundament. Die Hälfte der Menschen glaubt an die eine, nämlich an den freien Markt und ein Rechtssystem, das den Rahmen setzt. Die andere Hälfte der Menschen glaubt daran, dass sie erst über irgendwelche Werte ab-

«Ihr sagt: Bei euch gibt es Demokratie. Ich habe da meine Bedenken.»

stimmen müssten, wonach alles zu regeln sei, und erst dann wollen sie sich daran begeben, den Markt und das Rechtssystem zu schaffen.

Weltwoche: Welcher dieser beiden Fraktionen gehören Sie an?

Walesa: Das sage ich nicht. Ich will euch provozieren. Ich will, dass ihr euch selbst klar positioniert. Ich bin zu alt.

Weltwoche: Die Kommunisten hatten zuerst ein Wertesystem.

Walesa: Stimmt. Und es nichts daraus geworden. Daraus ergibt sich aber das zweite Problem. Wenn der Kommunismus unrealistisch ist, bleibt der Kapitalismus. Das bedeutet einen stetigen Kampf, der nicht immer fair ist. Die Schwachen gehen unter. Deswegen muss die Politik auf der Grundlage des freien Marktes Regelungen treffen. Das dritte Problem ist, dass Politiker, die so etwas machen, die Neigung zu Demagogie und Populismus haben.

Weltwoche: Warum haben solche Politiker immer wieder eine Chance?

Walesa: Wir müssen uns daran erinnern, dass bis zum Ende des 20. Jahrhunderts im Bewusstsein der europäischen Völker noch ein Gott existierte. Er hatte vielleicht viele Namen getragen, aber er war immer da. Mit der Loslösung von Gott sind auch die Hemmungen verschwunden. In dieser Situation haben Demagogen ihre Chance.

Weltwoche: Es gab sie aber auch schon vorher.

Walesa: Ja, aber letztlich kehrte eine Gesellschaft immer wieder zu ihrem Glauben zurück. Jetzt können solche Leute die Welt wirklich zum Brennen bringen.

Weltwoche: Ist es nicht das Wesen einer Demokratie, dass auch solche Leute eine Chance haben?

Walesa: Was ist Demokratie? Ihr sagt: Bei euch gibt es Demokratie. Ich habe da meine Bedenken.



Ich habe eine Formel erfunden, um Demokratie zu messen. Ich habe die Demokratie in drei gleich grosse Teile aufgeteilt. Das erste Drittel ist die Verfassung, das zweite Drittel besteht in der Frage, ob sich die Menschen an die Verfassung halten. Das letzte Drittel ist die Frage, ob die Bevölkerung dadurch, dass sie eine Verfassung hat und sich an die Regeln hält, auch in Wohlstand lebt. Nirgendwo funktioniert das alles einwandfrei. Die perfekte Demokratie gibt es nicht.

Weltwoche: Sie haben noch einen zweiten, einen goldenen Anstecker am Revers. Ist das die Jungfrau Maria?

Walesa: Sie hilft mir. Mein Glaube hilft mir. Aber er kommt aus dem Computer der neuesten Generation und nicht aus dem Mittelalter. Es ist ein moderner Glaube auf den Fundamenten unserer Religion. Ich glaube an Gott und daran, dass ich eine gute Sache vertrete.

Weltwoche: Sie haben einst die Revolution in Polen mit Hilfe eines polnischen Papstes entfacht.

Walesa: Der Papst hat keine Revolution gemacht, sondern wir haben den Papst für unsere Revolution ausgenutzt. In den kommunistischen Systemen war es nicht möglich, Freiheitsbewegungen zu gründen und am Leben zu erhalten. Jeder Versuch wurde zerstört und mit Gefängnis geahndet. Ich war viele Male deswegen im Gefängnis. Polen war in den siebziger Jahren von 200 000 russischen Soldaten besetzt. Sie und die Agenten des Geheimdienstes hatten überall ihre Ohren. Sie haben uns gebrochen. Erst einmal. Aber die Polen sind auch Christen, und sie erreichten, dass es einen polnischen Papst gab. Nach seiner Wahl ist er natürlich nach Polen gekommen. Die ganze Welt hat dadurch mit einem Mal auf unser Land geschaut. Die Kommunisten sind auch zum Papstbesuch erschienen. Sie haben sogar extra gelernt, sich zu bekreuzigen. Aber das sah ziemlich komisch aus. Wir haben sie als Radieschen ausgelacht: aussen rot und innen weiss. Wir haben aufgehört, vor ihnen Angst zu haben.

Weltwoche: Das war der Wendepunkt?

Walesa: Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich nach zwanzig Jahren Kampf vielleicht zehn Erfolgsleute, und darunter waren zwei Agenten. Nachdem ein Pole Papst geworden und zu uns gekommen war, hatte ich innerhalb von einem Jahr zehn Millionen Anhänger. Der Heilige Vater hat unser Volk erweckt. Er hat uns unsere Macht erkennen lassen. Er hat seinen Job gemacht, und wir von Solidarnosc haben es ausgenutzt. Das war seine Rolle.

Weltwoche: Würden Sie aus heutiger Sicht etwas anders machen?

Walesa: Nein. Mir ist alles gelungen. Diese Feststellung gefällt den meisten Menschen nicht. Sie halten mich dann für hochnäsiger. Dabei sind es Fakten, genauso wie die Tatsache, dass ich nur ein Elektriker bin. Aber ich kenne die Menschen. Amen.

Cassis dreht am Karussell

Der FDP-Bundesrat fürchtet um seine Wiederwahl. Jetzt erfindet er sich als EU-Turbo neu. Die SVP, die ihn bisher stützte, ist verärgert. Und die Linken?

Hubert Mooser

Bern

Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) hat im eidgenössischen Wahljahr seine Chefunterhändlerin für die Gestaltung der künftigen Beziehungen mit der EU verloren. Der Öffentlichkeit wurde diese brisante Personalie durch eine simple Pressemitteilung offenbart. Cassis ging dadurch kritischen Fragen elegant aus dem Weg. Etwa zum Eifer, jetzt möglichst schnell mit den EU-Vertretern konkrete Verhandlungen starten zu wollen.

Nach den achten Sondierungsgesprächen Anfang März berichtete Leu zwar von einer positiven Entwicklung, verwies aber auf Differenzen. Öffentlich betonte sie: «Die Zeit ist noch nicht reif für Verhandlungen.» Ein paar Tage später stattete der Vizepräsident der EU-Kommission, Maros Sefcovic, der Schweiz einen Besuch ab, traf sich dabei auch mit Cassis – und plötzlich war alles anders. Der Aussenminister sprach nun von einer «positiven Dynamik», worauf der Bundesrat bekanntgab, bis Ende Juni die Eckwerte eines Verhandlungsmandats zu erarbeiten. Das kam so überraschend wie jetzt Leus Abgang.

Angst vor der SVP

In Bern herrscht nervöse Betriebsamkeit. Es ist das Jahr aller Gefahren, mit Wahlen im Herbst, die von allerlei Krisen begleitet werden (Corona-Leaks, Ukraine-Krieg, Credit-Suisse-Debakel, Demontage der Neutralität). Oberstes Prinzip von Helvetiens Magistraten scheint zu sein, das eigene Profil zu schärfen, stellte

Cassis will es insbesondere dem Mitte-links-Bündnis recht machen, das seit Monaten auf ihn einprägt.

Mitte-Präsident Gerhard Pfister kürzlich besorgt fest. Das gilt freilich auch für seine eigene Bundesrätin, Verteidigungsministerin Viola Amherd. Sie kündigte die Schaffung eines neuen Staatssekretariats an, das den Weg für eine Annäherung an die Nato ebnet soll.

Im Fokus steht Cassis. Manche Parlamentarier und Medien warfen im Zusammenhang mit



«Vorbote zu einer Fusion»: Cassis mit EU-Vizepräsident Maros Sefcovic, 15. März.

dessen forscher Gangart beim EU-Dossier die berechnete Frage auf, weshalb er ausgerechnet in einem Wahljahr die künftigen Beziehungen zu Brüssel vorantreiben wolle. Das rührt auch daher, dass in der Vergangenheit aus Angst, die SVP könne daraus elektoralen Profit schlagen, europapolitische Fragen immer auf die Zeit nach den Wahlen vertagt wurden.

Diesmal ist die Ausgangslage anders. Cassis, der ungeliebte Vertreter einer serbelnden Partei, ist abwahlgefährdet. Darum will er es insbesondere dem Mitte-links-Bündnis recht machen, das seit Monaten auf ihn einprägt, weil es bei den EU-Verhandlungen nicht vorwärtsgehe. Unter dem Eindruck des Ukraine-Kriegs wähnt sich der Aussenminister wohl im Glauben, ein institutionelles Näherkommen an die EU stosse in der Bevölkerung inzwischen auf breitere Akzeptanz.

Dass er dabei die SVP vergrault, mit deren Stimmen er in die Regierung gewählt wurde, grämt ihn offenbar weniger. Der Kommentar von SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi dazu hörte sich an wie eine Drohung: Cassis solle sich «zu Recht» um seine Wiederwahl, deshalb strebe er jetzt auf Biegen und Brechen ein Abkommen mit Brüssel an.

Kündigen sich da Turbulenzen bei der Erneuerung des Bundesrates im Dezember an? Das

Drehbuch ist zwar noch nicht geschrieben, aber wenn die Grünliberalen im Herbst zulegen, wie sie es zuletzt in kantonalen Wahlen taten, könnte es im Bundeshaus zu grösseren Bewegungen kommen. Dazu passt, dass die Mitte-Partei mit der GLP und der EVP flächendeckend Listenverbindungen eingehen will (ausser im Wallis). FDP-Präsident Thierry Burkart zeigte sich anlässlich der Delegiertenversammlung der FDP in Kreuzlingen besorgt. «Das ist ein Vorbote zu einer Fusion», warnte er seine Basis.

Freiwilliger Rücktritt ausgeschlossen

Eine Mitte-Allianz, die nach den Parlamentswahlen auf einen Wähleranteil von 20 bis 22 Prozent käme, könnte durchaus den Anspruch auf einen Sitz in der Regierung erheben. Und es könnte derjenige von Ignazio Cassis sein, zumal bis jetzt keine Vakanz ansteht. Der Tessiner hat in der *Sonntagszeitung* auf Nachfrage erklärt, sich wieder zur Verfügung zu stellen. Er wird am Ende dieses Jahres erst sechs Jahre im Amt sein, ein freiwilliger Rücktritt kommt noch nicht in Frage. Umso erstaunlicher, dass er sich bemüsstigt fühlte, seinen gewünschten Verbleib in der Regierung so ausführlich zu rechtfertigen. So dreht er selber am Bundesratskarussell, das er so gerne stoppen möchte.

Zwei Frauen stürzen ein feministisches Dogma

Die Professorinnen Margit Osterloh und Katja Rost weisen nach, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Schweiz erreicht ist. Das Weltbild einer lauten Bewegung zerschellt an der Wirklichkeit.

Philipp Gut

Die Entrüstung ist gross. Seit Tagen werden Margit Osterloh und Katja Rost mit Schimpf und Schande bedacht, ausgelöst durch einen durchaus sachlichen Bericht in der *Sonntagszeitung*. «Die meisten Studentinnen wollen lieber einen erfolgreichen Mann als selber Karriere machen», schrieb das Blatt und stellte die jüngste Studie der renommierten Wissenschaftlerinnen vor. Was sie herausgefunden hätten, könnte die «Debatte um die Gleichstellung verändern».

Auf jeden Fall hat die Untersuchung mit dem Titel «How to Explain the Leaky Pipeline?» das Leben der Forscherinnen vorübergehend auf den Kopf gestellt. «Wahnsinn, was da passiert», sagt Mar-

*Journalisten mit bescheidener
Bildungskarriere spielen sich als
Gralshüter der Wissenschaft auf.*

git Osterloh. Sie seien von der Heftigkeit der Reaktionen überrascht worden. Osterloh erzählt, dass sie seither zwei Kilo abgenommen habe. Auch Katja Rost berichtet, wenn auch ironisch verbrämt, von faulen Eiern und Tomaten, die auf sie geworfen würden.

Ganz grosse Kanonen

Journalisten und Politikerinnen mit eher bescheidener Bildungskarriere spielen sich als Gralshüter der Wissenschaftlichkeit auf. «Ein Artikel über Studentinnen wirft hohe Wellen – doch die Sache hat einen Haken», mäkelte *Watson*. Denn «die Frage nach der Kausalität» werde nicht beantwortet. Kathrin Bertschy, Nationalrätin der Grünliberalen und Präsidentin von Alliance F, dem Bund Schweizerischer Frauenorganisationen, fiel das Adjektiv «absurd» ein, und ihre SP-Ratskollegin Min Li Marti rüffelt, sie habe den Eindruck,



Versachlichung der Debatte:
Forscherinnen Osterloh (oben), Rost.

«dass die beiden Studienautorinnen den Schlussfolgerungen ihre politischen Präferenzen überstülpen, welche die Resultate der Studie eigentlich gar nicht hergeben». Parteigenossin Tamara Funiello, die nach eigenen Angaben an der Universität «viel zu selten» anzutreffen war, putzt die Untersuchung im *Tages-Anzeiger* mit der Bemerkung weg: «Die besagte Studie ist meines Wissens weder publiziert noch Peer-reviewed, also von unabhängigen Wissenschaftlern überprüft. Die Resultate sollten daher mit Vorsicht betrachtet werden.»

Die ganz grossen Kanonen fuhr der wendige Politgeograf Michael Hermann auf: «Es ist belegend, wie zwei Professorinnen und die *Sonntagszeitung* es geschafft haben, dieses Thema auf eine reisserische Karikatur zu reduzieren», kritisierte er. Die Karikatur bediene «wunderbar das Vorurteil der faulen Studierenden und abhängigen Frauen». Hermann fällt das vernichtende Urteil offensichtlich, bevor er die Studie gelesen hatte.

Andere Präferenzen als Männer

Was steht denn da nun so Furchtbares drin? Osterloh und Rost haben das Phänomen der *leaky pipelines* untersucht, also die Tatsache, dass Frauen aus universitären Karrieren «wegtröpfeln», je höher die Karriereleiter wird. Dazu haben sie an der Universität und der ETH Zürich umfangreiche Daten über mehrere Jahre erhoben. Im Anschluss daran haben sie bei 9000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine repräsentative Umfrage durchgeführt. Dabei stellten sie fest, dass das Ausmass dieser «rinnenden Leitung» je nach Studienfach stark variiere.

Die Resultate räumen mit beliebten Erklärungen dafür auf, warum der Frauenanteil mit jeder zusätzlichen Karrierestufe abnimmt. Die einflussreiche sogenannte *token*-Hypothese geht davon aus, dass ein Minderheitenstatus innerhalb einer Grup-

pe zu Karrierenachteilen führt. Würde dieser Status reduziert, müssten sich die Chancen für die Minderheiten also verbessern. In Bezug auf die Karrieremöglichkeiten von Frauen an der Universität hiesse das: In Fächern mit hohem Frauenanteil müsste die *leaky pipeline* weniger stark sein, während sie in männerdominierten Studienrichtungen wie Informatik oder Elektrotechnik am grössten wäre.

Die Untersuchung zeige jedoch «völlig unerwartet das Gegenteil», wie Osterloh und Rost schreiben: «Je höher der Anteil der Frauen bei den Bachelor-Abschlüssen, desto stärker ist die *leaky pipeline* ausgeprägt.» So beträgt der Frauenanteil in der Veterinärmedizin bei den Bachelor-Abschlüssen 82 Prozent, bei den ordentlichen Professuren hingegen lediglich 27 Prozent. Der *leak* macht also 55 Prozentpunkte aus. Ähnlich sieht es im Fach Psychologie aus: Der Frauenanteil bei den Bachelor-Abschlüssen beträgt dort 80 Prozent, bei den ordentlichen Professuren 40 Prozent. Umgekehrt ist es bei den männerdominierten Studienrichtungen: Hier bleibt der Anteil der Frauen auf jeder Karrierestufe stabil.

Plötzlich ein Tabubruch

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen nicht auf eine Diskriminierung von Frauen schliessen. Die Studentinnen erleben keine Benachteiligung. Vielmehr legen sie weniger Wert auf Karriere und betonen eher das Interesse an einem Fach als Männer und haben andere Wünsche und Präferenzen. Auch bevorzugen Frauen, egal, aus welcher Fachrichtung, einen Partner, der älter und erfolgreicher ist als sie, und wenn sie Kinder bekommen, arbeiten sie eher lieber Teilzeit. In der Konsequenz sorgt damit am Schluss der Mann für das Haupteinkommen.

Mit diesen interessanten Befunden haben sich die Kritiker der Studie kaum befasst. Ihr Aufschrei hänge, wie Katja Rost vermutet, damit zusammen, dass sie den Mythos verteidigen wollten, Frauen würden diskriminiert. Doch dies sei heute nicht mehr der

Die ganz grossen Kanonen fuhr der wendige Politgeograf Michael Hermann auf.

Fall. Das zeigten auch die neusten Studien zu diversen Arbeitsmärkten. So würden Frauen mindestens so oft oder sogar häufiger zu Bewerbungsgesprächen eingeladen als Männer.

In ihrem eigenen Fach, der Soziologie, kommen Studien zum Resultat, dass Frauen mittlerweile öfter berufen werden, auch wenn sie weniger Publikationen vorzuweisen hätten. Dies – das Mantra der Diskriminierung, das unbedingt aufrechterhalten werden müsse – sei das grosse Thema, um das es hier gehe. Man

könne den Frauen auch weiterhin einreden, dass sie benachteiligt würden. Obwohl so viel erreicht worden sei.

Dabei ist das Ganze nicht ohne Ironie. Sowohl Rost wie Osterloh haben sich neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten intensiv für eine Verbesserung der Gleichstellung und der Karrierechancen von Frauen starkgemacht und mehrere entsprechende Projekte initiiert. Gemeinsam mit dem Ökonomen Bruno S. Frey, dem Ehemann von Margit Osterloh, zeigten sie auf, wie sich der Frauenanteil in Führungspositionen steigern liesse, etwa durch das



Prinzip des «qualifizierten Zufalls». Nichts ist abwegiger, als ihnen vorzuwerfen, frauenfeindlich zu sein.

«Ich bin eine Feministin, aber keine illiberale», sagt Margit Osterloh. Sie wolle anderen nicht vorschreiben, was sie zu tun und zu lassen hätten. Das gelte auch für Karrieren. Katja Rost reagiert auf die Frage, ob sie eine Feministin sei, mit einer langen Pause. Dann sagt sie: «Das hat so 'nen Touch.» Aber sie sei eine «sehr emanzipierte Frau». Drei Monate nach der Geburt ihres Sohnes arbeitete sie wieder voll und schickte den Kleinen in eine «schweineteure Krippe». Auf die Karriere zu verzichten, kam für sie nicht in Frage. Aber auch sie hält fest: «Ich würde nicht nach unten heiraten wollen.»

Zur Ironie dieser Geschichte gehört auch, dass Rost vor einigen Jahren bereits eine ganz ähnliche Untersuchung veröffentlichte. Trotz ihres durchaus provokanten Titels («Auch Frauen mit Studium wechseln Windeln») blieb damals die Empörung aus. Inzwischen sei es ein Tabubruch geworden, wenn man ausspreche,

dass nicht alle Akademikerinnen Karriereabsichten hätten, konstatiert Margit Osterloh. Dies habe mit der überhandnehmenden politischen Korrektheit und der Opferkultur

«Viele Massnahmen wirken nicht so gut oder nützen gar nichts», bilanziert Katja Rost.

zu tun. Auch Katja Rost stellt fest, die Gleichstellungspolitik habe sich in eine «völlig dogmatische Richtung» entwickelt. Frauen und Männer sollten demnach die gleichen Wünsche und Ziele haben. Dabei handle es sich nicht mehr um Gleichstellung, sondern um «Gleichmachung».

Falsches Bild in der Öffentlichkeit

Als Soziologin und Spezialistin für Shitstorms, die nun selbst einem Shitstorm ausgesetzt ist, sind ihr die Mechanismen der Radikalisierung aus der sogenannten Legitimitätsforschung bekannt. Auch wenn die Mehrheit anders denke, erwecke eine radikale und lautstarke Minderheit den Anschein, die Mehrheitsmeinung zu verkörpern. Dadurch entstehe in der Öffentlichkeit ein falsches Bild, das sich nur schwer korrigieren lasse. Auch wenn ihnen die unsachlichen und teils rufschädigenden Vorwürfe sichtlich zugesetzt haben – Katja Rost und Margit Osterloh werden weiter forschen und sich den Mund nicht verbieten lassen.

Dabei liegt ein Fokus auf der Wirksamkeit von Gleichstellungsmassnahmen. In empirischen Studien haben sie untersucht, was wirklich funktioniert. «Viele Massnahmen wirken nicht so gut oder nützen gar nichts», bilanziert Katja Rost. Meist würden sie auf politischen Druck eingeführt, ohne dass zuvor auf seriöser wissenschaftlicher Grundlage diskutiert worden sei, ob sie überhaupt etwas bringen. Auch ihre jüngste Untersuchung, die so viel Staub aufgewirbelt und den unerschrockenen Wissenschaftlerinnen den Ruf eingetragen hat, Nestbeschmutzerinnen zu sein, ist in diesem Sinne hochwillkommen: als Beitrag zur Versachlichung und Entideologisierung der Debatte.



Türkei zuerst

Selbst wenn Präsident Erdogan die Stichwahl gegen seinen Herausforderer Kilicdaroglu verlieren sollte: Am Bosphorus wird sich weniger verändern als erwartet.

Wolfgang Koydl

Es war wieder mal die Geschichte vom kreissenden Berg, der eine Maus gebirgt. Die Schicksalswahl in der Türkei war letztlich doch nicht so schicksalsträchtig. Weder hatte Oppositionskandidat Kemal Kilicdaroglu die Nase vorn, wie es – wieder einmal – so viele Umfragen in einem kollektiven Anfall von Wunschdenken vorhergesagt hatten. Noch griff Amtsinhaber Recep Tayyip Erdogan offenbar auf Wahlfälschungen zurück, wie man es ihm prophylaktisch unterstellt hatte.

Denn er muss wohl in eine Stichwahl. Selbst wenn ihn die Stimmen der mehrheitlich hinter ihm stehenden Auslandtürken (sie waren bei Redaktionsschluss noch nicht ausgezählt) doch noch über die 50-Prozent-Marke schoben, wäre dieses magere Resultat für den erfolgs-

Das Ende seiner Ära hat längst begonnen. Die nächste Amtszeit dürfte seine letzte sein.

gewohnten Machtmenschen Erdogan eine Schlappe und ein Ansehensverlust. Ein Wahlfälscher hätte das vermeiden wollen.

Aus der Zeitenwende am Bosphorus, so heiss herbeigesehnt, ist also vorerst nichts geworden. Und sie wird auch nicht so stattfinden, wie mancher im Westen sich das vorstellt. Denn zweierlei ist klar: Selbst wenn Erdogan im Amt bleibt, hat das Ende seiner Ära längst begonnen. Und selbst wenn Kilicdaroglu ihn ablöst, wird sich sehr viel weniger ändern als erwartet.

Frieden im Land, Frieden auf der Welt

Erdogan bestimmt seit mehr als zwanzig Jahren die Geschicke der Türkei. Von jemandem, der so lange an der Macht ist, sind neue Anstöße nicht zu erwarten. Dazu kommt: Auch bei Wählern, die ihm prinzipiell gewogen sind, tritt ein Gefühl der Ermüdung ein, wenn ein und dieselbe Person zu lange regiert.

Schwerer wiegt, dass Erdogan offensichtlich nicht gesund ist. Der ganzen Nation wurde dies im Wahlkampf vor Augen geführt, als er live bei

einem Interview im Fernsehen kollabierte und die Sendung abgebrochen werden musste. Er erholte sich zwar recht schnell und nahm wieder Wahlkampftermine wahr. Aber der Vorfall war ein Menetekel. Erdogan ist mit 69 Jahren zwar noch nicht sehr alt (Gegenspieler Kilicdaroglu ist fünf Jahre älter), aber man sieht ihm an, dass er nicht mehr dieselbe Vitalität und Stärke ausstrahlt wie früher.



Osmanische Traditionen: Erdogan.

Seine nächste Amtszeit dürfte daher voraussichtlich seine letzte sein. Es ist noch nicht einmal sicher, ob er sie in voller Länge wird ausüben können. Eine seiner wichtigsten Aufgaben muss es daher sein, einen Nachfolger aufzubauen. Im Idealfall sollte das kein naher Verwandter sein – ein Gedanke, den er in der Vergangenheit schon gehegt, aber wieder verworfen hatte. Andere enge Weggefährten schickte er entweder selbst in die Wüste, oder sie gingen ihm von der Fahne und liefen zur Opposition über.

Was aber, wenn Kilicdaroglu Erdogan ablöst? Auch dann wird sich nicht allzu viel ändern –

trotz der Versprechungen, die sein Team dem Westen gemacht hat. Dazu gehört die Rückbesinnung auf das Motto von Staatsgründer Atatürk «Yurtta sulh, cihanda sulh» – Frieden im Land, Frieden in der Welt. Gemeint ist damit, dass sich die Türkei nicht in die Angelegenheiten ihrer Nachbarn einmischen würde – wie es Erdogan getan hat, in Syrien, im Irak, in Aserbaidschan, in Libyen, in Somalia.

Erdogan tat das freilich nicht, weil er Lust darauf gehabt hätte. Er nutzte nur die veränderte geopolitische Lage seines Landes nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. War die Türkei bis dahin lediglich Vorposten der Nato, so befand sie sich geografisch nun im Mittelpunkt alter und neuer Krisen: Balkan, Schwarzes Meer, Kaukasus, Nahost und Nordafrika, Zypern. Erdogan sah eine neue türkische Rolle, die an osmanische Traditionen anknüpfte, und füllte sie aus.

Panik in Brüssel

Kilicdaroglu eigene Partei und einige seiner Koalitionspartner sind glühende türkische Nationalisten und haben keinen Hehl daraus gemacht, dass auch sie weiter eine Türkei-zuerst-Politik verfolgen würden. So würde der Oppositionskandidat vorerst keine Truppen aus Syrien abziehen, sich nicht an den Sanktionen gegen Russland beteiligen, auf Distanz zu Israel bleiben, den USA mit Misstrauen begegnen und sogar deren Stützpunkte in der Türkei schliessen, falls Washington weiterhin Griechenland bevorzugt.

Leichte Panik dürfte freilich in Brüssel bei einem Machtwechsel in Ankara ausbrechen. Denn die EU müsste, ihrer eigenen Rhetorik folgend, auf die Türkei zugehen, wenn der Popanz Erdogan verschwunden ist. Doch daran hatte Europa nie ein Interesse. Die Beitrittsversprechen waren immer eine Lüge.

Kilicdaroglu müsste daher als Erstes seinen Wählern erklären, warum er eines seiner populärsten Wahlkampfversprechen nicht einhalten könnte: visafreies Reisen in die EU. Das dürfen Georgier, Kosovaren oder Ukrainer. Aber doch nicht Türken. Egal, wer dort regiert.

Kühles Bad im Gardasee

Die Journalisten verzweifeln. Der Frühling ist kalt und nass, die Klimakatastrophe ist in Gefahr.



Letzte Woche fuhr ich am Gardasee vorbei. Ich erwartete eine Mischung von Sahara und Wüste Gobi. So hatten mir die Journalisten die Lage vor Ort beschrieben.

«Dürre-Alarm am Gardasee», hatte mich der *Blick* alarmiert. «Gardasee: Tiefststand seit 70 Jahren», hatte mich die «Tagesschau» alarmiert. «Extrem niedriger Wasserstand am Gardasee», hatten mich NZZ und *20 Minuten* gleichlautend alarmiert.

Die Ursache für Dürre und Wassermangel war klar. Der Klimawandel war's.

Am Gardasee, der am Austrocknen war, erlebte ich eine surreale Überraschung. Der See war voller Wasser. Nichts als Wasser, so weit man blickte.

Auch die Einheimischen, die an ihrem gutgefüllten See leben, wunderten sich über den Dürre-Medienhype aus dem Norden. Sie hatten die Versteppung ihres Lago di Garda beim Strandspaziergang überhaupt nicht wahrgenommen. Wie kann man nur so blind sein.

Bevor ich mich über das journalistische Panik-orchester weiter lustig mache, habe ich mich hydrologisch etwas fortzubilden versucht. Das Gesamtvolumen des Gardasees liegt im langjährigen Schnitt bei 50 Milliarden Kubikmeter Wasser. Derzeit liegt es bei 49,5 Milliarden Kubikmeter. Der Grund ist die heuer geringere Schneeschmelze in den südlichen Alpen.

Wir lernen also aus unseren Redaktionen: 50 Milliarden Kubikmeter Seewasser sind ein See. 49,5 Milliarden Kubikmeter Seewasser sind eine Wüste.

Genug vom Gardasee, kommen wir zum Grundsätzlichen. Wir erleben eine enorme Verpolitisierung des Meteo-Journalismus.

Früher gab es in den Medien einen gesicherten Bereich, in dem die Leser die Wahrheit erfuhren. Das war die Berichterstattung über das Wetter. Wenn es schneite, schrieb niemand

Beim Thema Wetter wird nun ebenso ständig gelogen und getrickst wie beim Thema Politik.

von einer Wärmeperiode. Durch diese Faktizität unterschied sich die Wetterpublizistik vom politischen Journalismus, der seit je nicht die korrekte Wahrheit, sondern die korrekte Ideologie verkündete.

Inzwischen ist der Meteo-Journalismus ebenfalls völlig ideologisiert. Beim Thema Wetter wird nun ebenso ständig gelogen und getrickst wie beim Thema Politik. Denn die Redaktionen müssen Tag für Tag den Teufel der Klimaerwärmung an die Wand malen.

Im 2023 nahm dieser ideologische Zwang geradezu clowneske Züge an.

Als der diesjährige Frühling in Sicht kam, starteten die vereinigten Medien eine geballte Panikattacke. «Es droht eine Mega-Dürre», wusste der *Blick*. «Nun droht massive Trockenheit», sekundierte der *Tages-Anzeiger*. «Dürre in der Schweiz», prophezeite «10 vor 10». «Eine Jahrhundertdürre» sah *20 Minuten* voraus.

Doch dann folgten ein völlig verregneten und kühler April und ein ebensolcher Mai. Auf den Redaktionen machte sich Verzweiflung breit. Wo war die Dürre? Wo war die Hitze-welle?

In ihrer Verzweiflung versuchten die Redaktionen die ausbleibende Verdorrung der Heimat international wieder einzufangen. «Indien suchte eine Hitzewelle heim», alarmierte nun das *St. Galler Tagblatt*. «Hitzewelle in Spanien», alarmierte der *Tages-Anzeiger*. «Hitzewelle in Südostasien», alarmierte die *Berner Zeitung*.

Mich interessierte dabei vor allem die «brütende Hitzewelle in Thailand», die der *Blick* beschwor, weil ich dort ein Haus besitze. Ich fragte bei einem Nachbarn nach, wie viele Risse die Gluthitze bereits in meine Wände gesengt habe. «Angenehme 33 Grad hier und immer wieder kühlende Regengüsse», war die Antwort.

Die Schreckensszenarien aus Indien, Spanien und Asien, so merkte man dann schnell auch auf den Redaktionen, hatten bei den Lesern nicht den gewünschten Gruseffekt. Denn der Frühling in der Schweiz blieb weiterhin kalt und nass, und das Publikum drohte den Glauben an die nahende Klimakatastrophe zu verlieren. Jetzt half nur noch die alte Methode der düsteren Voraussage, nach der es im Sommer dann ganz schlimm kommen werde.

Der *Tages-Anzeiger* betrachtete die Lage nun «mit Blick auf einen möglichen Hitzesommer». Das Schweizer Fernsehen machte sich ebenfalls Mut: «Auch 1983 folgte auf einen nassen und kalten Frühling ein Hitzesommer.» Auch die NZZ gab nicht so leicht auf: «Hitzesommer könnten zur Normalität werden.»

Ich empfehle meinen überhitzten Journalistenkollegen zur Abkühlung ein Bad im Gardasee. Die Wassertemperatur beträgt derzeit 16,1 Grad. Das ist deutlich kälter als normal.

Eine Hoffnung namens Kennedy

Robert F. Kennedy Jr. ist der Neffe des Ex-Präsidenten und Sohn des Ex-Justizministers. Jetzt will der Spross von Amerikas berühmtester Familie ins Weisse Haus. Seine Umfragewerte sind erstaunlich gut. Interessant: Der streitbare Demokrat kommt bei Republikanern gut an.

Rosie Gray

Linda Como, Verwaltungsangestellte eines Spitals in Quincy, Massachusetts, hatte ihren Job verloren, weil sie sich nicht gegen Corona impfen lassen wollte. Als sie von Robert F. Kennedy Jr. und seiner Anti-Impf-Kampagne hörte, war sie sofort interessiert. Doch nicht nur deswegen fuhr sie im April nach Boston, um mitzuerleben, wie Kennedy im «Park Plaza»-Hotel seine Präsidentschaftskandidatur bekanntgab.

«Ich bin in Boston aufgewachsen und zur Schule gegangen, jeder kennt hier die Kennedys», erzählte die 64-Jährige. «Sie sind so etwas wie amerikanische Royals. Ich bin seit Ewigkeiten ein Fan von ihnen.»

In Boston ist die Kennedy-Saga allgegenwärtig. Hier begann die Karriere von Robert F. Kennedy senior, John F. Kennedy und Edward M. Kennedy, hier machte der Patriarch Joseph P. Kennedy sein Vermögen, mit dem die politischen Ambitionen der Familie finanziert wurden. Und nun also meldete mit RFK Jr. der erste Kennedy seit 1980, als Onkel Ted angetreten war, seine Präsidentschaftskandidatur an.

Mitternächtlicher Ritt eines Helden

Ich traf zwei Stunden früher im «Park Plaza» ein und fand eine lange Schlange von Leuten vor, die auf Einlass warteten. Die Anwesenheit vieler «heisser MILFs», von der die *New York Post* später berichtete, war mir nicht aufgefallen. Das Publikum schien eher aus älteren, umweltbewussten Boomern mit vernünftigem Schuh-

Die Botschaft von RFK Jr. lautet, dass alles schlechter wird.

werk zu bestehen. Auf Bildschirmen neben dem Podium und im Nebenraum wurden Familienfotos gezeigt – braungebrannte Kennedys in Segelschuhen auf dem Wasser und so weiter. Eine Blaskapelle spielte «I'm Shipping Up to Boston», auf Tischen lagen Flyer und Aufkleber, die «Ich bin ein Kennedy-Demokrat» und «Schluss mit der Spaltung» verkündeten.

Kennedys Frau, die Schauspielerin Cheryl Hines, sprach ein paar Worte zur Einführung. Hines, die in der Sitcom «Curb Your Enthusiasm» die Frau von Larry David spielt, wurde durch die Ansichten ihres Mannes mitunter in eine missliche Lage gebracht – als er im vergangenen Jahr etwa die Impfpflicht mit der Situation von Anne Frank im Zweiten Weltkrieg verglich. Hines hat ihn öffentlich kritisiert, seine Bemerkung als «verwerflich» bezeichnet. Aber an diesem Tag war sie die klassische Politikerfrau im türkisfarbenen Etuikleid, die ihren Mann vorbehaltlos unterstützt. Sie sprach nur kurz, sagte, dass ihr Mann bald erscheinen und eine wichtige Erklärung abgeben werde. Dann stellte sie Dennis Kucinich vor, den Ex-Kongressabgeordneten aus Ohio und linken Demokraten, der Kennedys Wahlkampf organisiert und dessen Frau Elizabeth ebenfalls involviert ist.

Kucinichs Auftritt löste stürmischen Beifall aus. Er verglich Kennedy mit Paul Revere, dem Freiheitskämpfer, «der von Dorf zu Dorf ritt und uns warnte, wenn das Wasser nicht trinkbar, die Luft zu gefährlich zum Atmen ist, unsere Nahrungsmittel nicht essbar und Medikamente nicht sicher sind». Ken-



«Ich habe keinen Plan B»: RFK Jr.

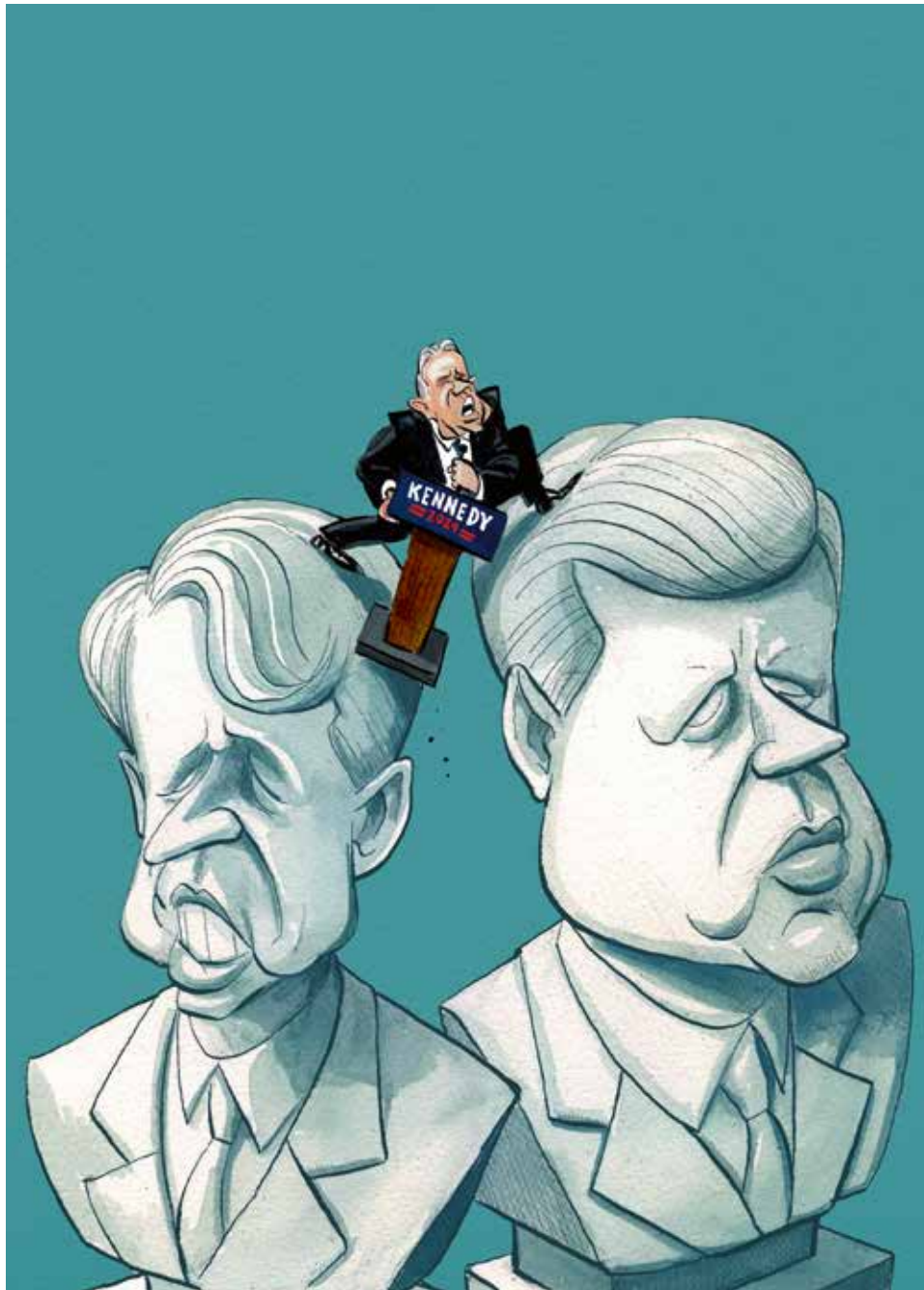
nedys Wahlkampf begann einen Tag nach dem Jahrestag von Reveres mitternächlichem Ritt. In seiner Rede verknüpfte Kennedy die Sache der amerikanischen Freiheitskämpfer mit der seinen: «Die Speerspitze dieser Rebellion war die Empörung der Kolonisten über die Verschmelzung, die üble Verschmelzung von Staat und unternehmerischer Macht.»

Kritiker der Pharmaindustrie

Die älteren Kennedys (beziehungsweise ihre Redenschreiber) waren talentierte Rhetoriker. John F. Kennedy: «Fragt nicht, was das Land für euch tun kann – fragt, was ihr für euer Land tun könnt.» Robert F. Kennedy: «Jedes Mal, wenn ein Mensch für ein Ideal eintritt, wenn er das Los anderer verbessern will oder sich gegen Unrecht wendet, löst er eine winzige Welle der Hoffnung aus, und diese Wellen, die von Millionen verschiedenen Kraftzentren ausgehen, fügen sich zu einem Strom, der die stärksten Mauern von Unterdrückung und Widerstand einreißen kann.» Und Ted Kennedy: «Für all jene, deren Sorgen uns am Herzen liegen, geht die Arbeit weiter, der Kampf dauert fort, die Hoffnung lebt, und der Traum wird nie sterben.» Dieses Talent könnte eine Generation ausgelassen haben.

Fast zwei Stunden sprach RFK Jr. – ohne Teleprompter und offenbar auch ohne Notizen. Es ging um Impfstoffe, Lockdowns, Umwelt, Medien, Ukraine-Krieg. Er sprach über Gerichtsverfahren, bei denen er als Anwalt beteiligt gewesen war. Niemand seines Alters, erklärte er, sei ein «kompletter» Autist. Nach 48 Minuten sagte er: «Ich bin jetzt etwa bei der Hälfte meiner Rede. Das passiert, wenn man jemandem achtzehn Jahre lang das Wort verbietet. Ich muss über viele Dinge reden.»

Kennedy hat als erfolgreicher Umwelthanwalt Prozesse gegen namhafte Unternehmen geführt. Heute ist er eher als Kritiker der Pharmaindustrie und vor allem als Impfgegner bekannt. 2005 schrieb er, er sei von Eltern angesprochen worden, die den Autismus ihrer Kinder auf Impfungen zurückführten. Er arbeitete sich in das Thema ein. Seinerzeit steckte die Anti-Impf-Bewegung noch in den Kinderschuhen. Der briti-



«Schluss mit der Spaltung»: Robert Jr. zwischen Vater Robert (l.) und Onkel John.

sche Arzt Andrew Wakefield stellte in einer 1998 veröffentlichten Studie einen Zusammenhang zwischen MMR-Impfstoffen (gegen Masern, Mumps und Röteln) und Autismus bei Kindern her. Die Studie hatte entscheidende Mängel: Die Stichprobe bestand aus nur zwölf Probanden, es gab keine Kontrollgruppe, und Wakefield war von einem Anwalt von Eltern autistischer Kinder, die Pharmaunternehmen verklagen wollten, mit der Studie beauftragt worden. Seitdem ist kein Zusammenhang zwischen MMR-Impfstoffen und Autismus glaubhaft nachgewiesen worden, und *Lancet* zog 2010 Wakefields Artikel zurück. 2005 waren die Fronten noch nicht so klar wie heute. 2005 veröffentlichten *Rolling Stone* und *Salon* einen langen Artikel, in dem Kennedy ein Quecksilber beschrieb, das in Impfstoffen als Konservierungsmittel eingesetzt

wurde. 2011 gründete er das gemeinnützige World Mercury Project (inzwischen Children's Health Defense), das ein wichtiger Teil der Anti-Impf-Bewegung wurde.

Hoffnungen und Ängste

Tonfall und Inhalt seines Aktivismus machten Kennedy zu einer Randfigur in Mainstream-Kreisen, für die er seit Jahren ein Verschwörungstheoretiker ist, besonders seit der Pandemie.

«Die einen suchen einen Sündenbock, andere suchen nach Verschwörungen, aber eines ist klar: Gewalt führt zu Gewalt, Unterdrückung führt zu Vergeltung, und nur eine Heilung unserer Gesellschaft kann diese Krankheit aus unserer Seele entfernen», sagte RFK senior in einer berühmten Rede nach der Ermordung

von Martin Luther King. «Denn es gibt eine andere Art Gewalt, langsamer, aber genauso tödlich, zerstörerisch wie der Schuss oder die Bombe in der Nacht. Es ist die Gewalt der Institutionen, Gleichgültigkeit und Tatenlosigkeit und langsamer Verfall.»

RFK Jr. ist offenkundig überzeugt, dass er als Kritiker der Institutionen das Vermächtnis seines Vaters weiterträgt. Doch es gibt einen grundlegenden Unterschied zwischen ihm und

RFK Jr. ist überzeugt, dass er als Kritiker der Institutionen das Vermächtnis seines Vaters weiterträgt.

den älteren Generationen der Kennedys. Ungeachtet ihrer privaten Skandale und Tragödien, ging es ihnen um Chancen und Hoffnung oder zumindest darum, dieses Bild zu vermitteln. Das war Camelot, der Flug zum Mond, der ewige Traum. Sie kanalisiert die Hoffnungen und Ängste eines zuversichtlichen, wenn auch unruhigen Nachkriegsamerika, das überzeugt war, dass alles besser werde.

Die Botschaft von RFK Jr. lautet, dass alles schlechter wird. Wo die älteren Kennedys für das «Wir schaffen das»-Ethos des Fernsehzeitalters standen, zeugt RFKs Botschaft vom Pessimismus und von der Paranoia des digitalen Zeitalters. Er ist der Kennedy, den unsere Zeit verdient hat. Er vertritt eine letztlich negative Vision einer Gesellschaft, die im Begriff ist, von absolut ruchlosen Schurken erobert zu werden. Und seine Haltung entspricht der Stimmung einer immer lautstärkeren Zahl von Amerikanern, die kein Vertrauen mehr in die Institutionen und keine Hoffnung in die Zukunft haben. RFK Jr. dürfte kaum Chancen haben. Aber seine Kandidatur könnte zeigen, wie sehr dieser Vertrauensverlust, zumal seit Ausbruch der Pandemie, die politische Landschaft verändert hat.

Eine Woche später telefonierte ich mit Kennedy. Während unseres Gesprächs ass er Lunch – Avocadosalat, Bohnensuppe und Risotto mit Venusmuscheln. Ich fragte ihn, wie und wann er seine Rede geschrieben habe. «Ich habe kein Wort geschrieben», sagte Kennedy. «Ich habe frei geredet.» Ob er zumindest den Aufbau skizziert habe? «Ich hatte die Struktur im Kopf. Und dann habe ich einfach angefangen.»

Es wäre naheliegend, wenn Kennedy seine Kandidatur mit der wachsenden Impfgegnerschaft in den Corona-Jahren begründen würde, aber diesen Aspekt spielte er herunter. «Für die meisten Amerikaner sind Finanzdinge und Freiheitsthemen und der Wiederaufbau unserer Demokratie viel wichtiger», sagte er. «Die Leute sind verzweifelt. Sie finden, dass sie vom System im Stich gelassen werden. Die Frage, wie sie ihre Familie ernähren können und wie sie über die Runden kommen, beschäftigt sie mehr als die Impfdebatte.»

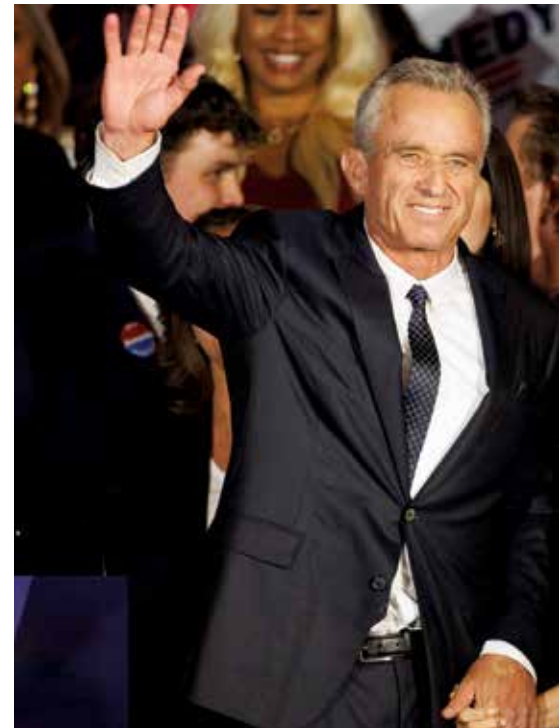
»»

Er räumt aber ein, dass der Name Kennedy ein Privileg ist. «Der Wiedererkennungswert von Namen ist in jedem demokratischen Wettbewerb ein Vorteil. Und mein Name ist einer der bekanntesten in der modernen politischen Geschichte.» Laut einer Quelle, die mit dabei war, besprach Kennedy mit seinem Team, ob er im Wahlkampf seinen Spitznamen «Bobby» verwenden sollte, weil ihm womöglich vorgeworfen werde, dass er die Prominenz seines Vaters für sich instrumentalisieren oder dass der Name allzu jugendlich klinge. «Als jemand Wahlkampfmaterial präsentierte, in dem der Name Bobby verwendet wurde, erinnerte ich daran, dass ich immer darum gebeten habe, mich bei offiziellen Veranstaltungen als «Robert» vorzustellen, genau wie mein Vater das gehalten hat», schrieb Kennedy in einer SMS. «Ansonsten ist es mir egal, wie die Leute mich nennen – meinetwegen sogar «Antivax».»

Jedenfalls ist die Kennedy-Nostalgie ein Faktor. «Ich habe für seinen Vater geschwärmt. Ich war alt genug. Als er ermordet wurde, war ich fünfzehn», sagte Tricia Santi, die mit 69 genauso alt ist wie der Kandidat. Santi kam extra aus Maine zu Kennedys Kundgebung in Boston. «Nur um dabei zu sein, wenn abermals ein Kennedy die Bühne betritt.» Santi, eine «ganzheitliche Heilerin», verfolgt Kennedys Tätigkeit seit Jahren.

«All diese Leute lebten, als das Attentat auf John Kennedy stattfand», sagte Santis Mann Aram Aslanian, 70, und zeigte auf die vielen Anwesenden, die auf Einlass warteten. «Ich war fünfzehn, als Bobby ermordet wurde. Und was dann passierte – sie haben aufgehört, die Wahrheit zu sagen, und haben angefangen, zu lügen, nachdem sie den Präsidenten ermordet hatten. Die CIA, das FBI – sie haben den Präsidenten ermordet. Aber niemand will darüber reden. Alle haben geschwiegen.» Die Kandidatur von RFK, sagte er, sei für die Amerikaner die Chance, «sich zu besinnen und die Wahrheit zu sagen.»

Kennedy ist noch immer ein so starker Markenname, dass er selbst Wähler anzieht, die RFKs Ansichten nicht teilen. Joseph Pereira, 58, Geschäftsmann aus Massachusetts, trug bei der Veranstaltung in Boston eine selbstgemachte «Kennedy for President»-Anstecknadel. Er hat sich gegen Corona impfen lassen und ist punkto Impfung anderer Meinung als Kenne-



Im Oval Office, 1961 (l.); mit Gattin Cheryl Hines;

dy. Seine Familie habe für die Kennedys immer Hochachtung empfunden, sagte Pereira, weil JFK ein Gesetz unterzeichnet habe, das es ihnen als Portugiesen ermöglichte, nach Amerika auszuwandern. Pereira arbeitete in Ted Kennedys Wahlkampfteam. Und nun ist er ein Fan von Robert F. Kennedy Jr. Biden und Trump seien viel zu alt. «Bobby ist 69. Er wird frischen Wind in die Politik bringen. Das brauchen wir. Wir brauchen Leute, die den Mut haben, Autoritäten in Frage zu stellen.»

Mit Andersdenkenden reden

«Alles in allem werden die Impfstoffe nicht so entscheidend sein», sagte Pereira. Laut ersten Umfragen könnte RFK Jr. bei den Vorwahlen der Demokraten immerhin auf 21 Prozent der Stimmen kommen. Doch es ist nicht klar, inwieweit das mit seinem Namen und der halbherzigen Unterstützung der Wähler für Biden zu tun hat und was sie überhaupt über Kennedys Vorstellungen wissen. Gemässigte Demokraten, die sich gern an seinen Vater und seinen Onkel erinnern, dürften seine Nähe zur populistischen Rechten, die ihn während der Corona-Pandemie als Gesinnungsgenossen mit offenen Armen empfing, nicht unbedingt gutheissen.

So hielt Kennedy nur wenige Tage vor Bekanntgabe seiner Kandidatur eine Rede am Hillsdale College, einer Hochburg konservativen Geisteslebens in der Trump-Ära. Steve Bannon, der einstige Trump-Stratege, hat RFK Jr. in seiner Sendung «War Room» gelobt und angeregt, dass Trump ihn zu seinem Vize machen solle. CBS berichtete kürzlich, Bannon habe

Kennedy zur Kandidatur ermuntert, was dieser bestreitet. «Ich habe nie mit ihm darüber gesprochen», sagte Kennedy, und abgesehen von zwei Auftritten in dessen Sendung sei er Bannon nur einmal persönlich begegnet. Seinerzeit war er eingeladen worden, an einer Podiumsdiskussion über Impfstoffsicherheit teilzunehmen, die Trump kurz nach seinem Wahlsieg 2016 im Trump Tower veranstaltet hatte. Kennedy sieht aber kein Problem darin, mit Rechten zu reden, das sei sogar von Vorteil. Kennedy ist regelmässiger Gast bei Fox News, war auch bei Tucker Carlson in der Sendung, eine Woche vor dessen überraschendem Rauswurf. «Manche Leute kritisieren mich dafür, aber wie wollen wir die Leute erreichen, wenn wir nicht mit ihnen reden?», sagte er mir. «Man muss doch gerade mit Andersdenkenden reden.»

Mit dieser Darstellung, Gespräche mit dem politischen Gegner seien sinnvoll, knüpfte er an das Vermächtnis seiner Familie an, besonders an seinen Onkel Ted. «Für ihn war das

*«Bobby ist 69.
Er wird frischen Wind
in die Politik bringen.»*

möglich, weil er zwischen Politik und Ideologie unterschied. Er hat seine Wertvorstellungen nie verraten. Aber er hat anerkannt, dass es mit Republikanern viele gemeinsame Werte gibt.» Ted Kennedy beteiligte sich aber nicht an rechtskonservativen Livestreams, sondern suchte die Zusammenarbeit bei der Gesetzgebung. RFK Jr. sagt, seine häufigen Auftritte





Brüder Jack, Bobby und Ted, 1960 (r.).



bei konservativen Medien hätten nichts zu bedeuten. Das habe damit zu tun, dass «die linken Medien mich nicht zu Wort kommen lassen». Seine Präsidentschaftskandidatur hat das geändert. Er habe seitdem Hunderte von Medienanfragen bekommen und werde in der Sendung «Good Morning America» und bei CNN auftreten. Kennedy sieht, in Anlehnung an Noam Chomsky, die Medien als Herrschaftsinstrument mächtiger Interessen. Er liest viel, bringt den Medien aber kein grosses Vertrauen entgegen. «Ich würde der *New York Times* alles abnehmen, solange es nicht um Krieg oder die Geheimdienste oder um Arzneimittel geht», sagte er. (Damit bleibt von den Themen dieser Zeitung nicht mehr viel übrig.)

Sein Vertrauen ist generell eher gering. Von der Presse wird Kennedy oft als impfkritischer Verschwörungstheoretiker dargestellt, was er natürlich als Verleumdung zurückweist. «Der Begriff «Desinformation» ist schlicht ein Euphemismus für jede Aussage, die von der offiziellen Politik der Regierung abweicht», sagte er. Aber er glaubt tatsächlich, dass sich bedeutende Ereignisse mit Verschwörungstheorien erklären lassen, auch die Ermordung seines Vaters 1968. Kennedy ist überzeugt, dass Sirhan Sirhan nicht der Täter ist, und er hat Sirhans Haftentlassung gefordert. Kürzlich erklärte er gegenüber dem Magazin *Tablet*, das Attentat sei von einem Personenschützer verübt worden, der tags zuvor von der CIA eingesetzt worden sei. Es sei ein CIA-Komplot gewesen, weil sein Vater die Wiedereinsetzung des Warren-Untersuchungsausschusses zu den Umständen der Ermordung von JFK gefordert habe.

Robert Kennedy Jr. war vierzehn, als sein Vater starb. Mit der Kandidatur seines Vaters wurde der Amtsinhaber Lyndon B. Johnson aus dem Rennen gedrängt. RFK hatte eine Antikriegs- und Bürgerrechtskoalition aufgebaut und gewann die wichtige Vorwahl in Kalifornien am Tag seines Todes. In seiner Bostoner Rede verglich RFK Jr. seine Situation ausdrücklich mit der seines Vaters: ein junger, aufstrebender Bewerber, der gegen einen verkalkten Präsidenten antritt und eine Koalition schmiedet.

Ziel New Hampshire

Kennedy erzählte mir, seine Kinder sähen seine Kandidatur mit Sorge, es könne gefährlich für ihn werden. «Bestimmte Dinge sind für mich schlimmer als der Tod», sagte er. «Vor allem, dass sie in einer Nation aufwachsen, die an Bedeutung verloren hat, in der die Verfassungsrechte keine Rolle mehr spielen, in einem Land, auf das sie nicht mehr so stolz sein können, wie ich es in meiner Jugend war.»

Abgesehen von dreien seiner sechs Kinder und seiner Frau war der Kennedy-Quotient bei der Bekanntgabe seiner Kandidatur überschaubar. Einige seiner Kinder haben sich öffentlich von ihm distanziert, auch wenn er sagt, dass dies an ihrer persönlichen Beziehung nichts ändere. Es ist unklar, wie weit seine Frau sich weiterhin engagieren wird. «Ich hoffe es, sie ist ein grosses Plus für mich», sagte Kennedy.

Für demokratische Bewerber ist es keine ideale Zeit, ihre Kandidatur anzumelden. Präsident Biden gab im April bekannt, dass er erneut antreten werde, und daher wird die Partei

wahrscheinlich keine Vorwahldebatten führen, in denen Nebeneinsteiger wie Kennedy oder Marianne Williamson sich profilieren könnten. Damit reduziert sich auch die Zahl der Mitarbeiter, die bereit wären, sich für den Wahlkampf von Aussenseitern zu engagieren.

Kennedys Anhänger füllen diese Lücke. Sein Wahlkampfteam besteht mehrheitlich aus Freunden und Verbündeten der Anti-Impf-Bewegung. Kennedy berichtete mir, der

In seiner Bostoner Rede verglich RFK Jr. seine Situation ausdrücklich mit der seines Vaters.

Wahlkampf werde durch Crowdsourcing finanziert, aber das könnte schwierig sein. Eine informierte Quelle sagte, man habe Mühe, an Adresslisten für Spenden zu kommen, sei es von Rechten oder Linken, man arbeitete daher mit der eigenen Liste, auf der 20 000 Namen stehen. Zum Vergleich: Bernie Sanders arbeitete mit einer legendären Adressliste von 2,5 Millionen Personen. Erschwerend kommt hinzu, dass die natürliche Zielgruppe in der Anti-Impf-Bewegung zu verorten ist, «die sich nicht so einfach politischen Lagern zuordnen lässt. Diese Leute sind nicht parteipolitisch motiviert», sagte meine Quelle. «Man versucht, diese Leute anzusprechen, aber es gibt keinen naheliegenden Weg, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen.»

John Gilmore, Leiter des Aktionskomitees, das sich für Kennedys Kandidatur einsetzt, ist überzeugt, dass die Anti-Impf-Bewegung (er spricht lieber von «Impfstoffsicherheit») während der Pandemie stark genug geworden sei, um als politische Bewegung zu agieren. Sie sei heute «um Grössenordnungen stärker» als vor zwanzig Jahren, als die ganze Bewegung in einen Lieferwagen gepasst hätte.

Kennedys grosse Hoffnung dürfte der liberale Bundesstaat New Hampshire sein, wo traditionell die ersten Vorwahlen stattfinden. Anti-Establishment-Kampagnen wie die von Ron Paul 2012 haben dort gute Chancen. Biden plant, mit den Vorwahlen im kommenden Jahr in South Carolina zu beginnen. Dies würde Bidens Weg zur Nominierung nicht unbedingt behindern, aber es würde die Aufmerksamkeit auf Kennedy lenken und damit auf den Überbringer einer Botschaft, den die Demokraten lieber ignorieren würden. Kennedy betont jedoch, dass es in seinem Wahlkampf nicht um Protest geht. «Ich will gewinnen», sagte er. «Ich habe keinen Plan B.»

Rosie Gray ist eine amerikanische Journalistin. Dieser Artikel erschien zuerst in *Spectator World*. Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

Vom Glück des Nichtstuns

Am liebsten hätte sie für einen treuen Ehemann barfuss gekocht, bekannte Ava Gardner. Die unzählbare Göttin suchte diese Liebe vergeblich.

Michael Bahnerth

Die beste Rolle, die sie je spielte, war sich selbst in ihrem eigenen Film des Lebens. Sie war gut als Cynthia in «Schnee am Kilimandscharo», als Eloise Kelly in «Mogambo» auch, aber am besten spielte sie Ava Gardner. Dass sie sich spielte, lag daran, dass sie als eine Göttin galt, als eine der Verführung und der Lust, als das raubeinigste unter all den Himmelsgeschöpfen Hollywoods, das wusste, dass Glück für Göttinnen noch weiter weg ist als für Menschen.

Sie war eine Glückssucherin, die mit Champagner und Cognac durchs Leben mal flog, mal torkelte, und als Kompass hatte sie sich die Liebe ausgesucht. Drei Mal war sie verheiratet, mit dem Schauspieler Mickey Rooney, dem Musiker Artie Shaw und zuletzt mit Frank Sinatra, den sie liebte, der aber nur sich selbst lieben konnte, sie trennten sich nach zwei Jahren. Avas Kompass hatte sie wieder einmal zu jenen Feldern der Liebe geführt, die viel zu wenig von der Sonne beschienen wurden.

Kompass zeigte nach Norden

Gardner floh nach Europa, nach Spanien, drehte mit Humphrey Bogart «Die barfüssige Gräfin» und verliebte sich erneut, dieses Mal in einen Stierkämpfer, den besten seiner Zeit, Luis Miguel Dominguín, der fast so viele Frauen liebte, wie er Stiere tötete. Hemingway hatte die beiden miteinander bekannt gemacht. Nie verliess der Matador seine Frau und seine Kinder für Ava, und dennoch blieb sie, folgte ihm durch ganz Spanien, jahrelang, er war ihr Kompass geworden.

Dann kam der «Dangerous Summer», 1959, Hemingway reiste ein halbes Jahr durch ganz Spanien den Corridas hinterher, Ava Gardner im Schlepptau. Tagsüber erlegte Dominguín Stiere, abends Ava. Dominguín schrieb ihr Gedichte, sie flüsterte ihm zärtliche Worte. Das Geheimnis ihrer Liebe war die Unmöglichkeit, sie zu Ende zu bringen, wenn man das so sagen kann, die Leben für immer zusammenzulegen, zu heiraten, die Liebe zu domestizieren. So waren die beiden wohl eher für ewig Verliebte, vereint in den Tagträumen der Liebe.



Das raubeinigste unter all den Himmelsgeschöpfen Hollywoods: Ava Gardner.

1968 verliess Ava jene Liebe, die sie nie besitzen konnte. Warum ist nicht klar. Vielleicht war sie nicht mehr blind genug oder stark genug, Dominguíns andere Affären zu ertragen, jene mit Lana Turner, Rita Hayworth oder Lauren Bacall. Die Nadel ihres Kompasses zeigte nach Norden, sie zog nach London, wo der Film ihres Lebens an Farbe verlor und ihre Göttlichkeit an Strahlkraft.

Nicht, dass sie verbittert gewesen wäre wegen all der gescheiterten Lieben, wegen der beiden Schwangerschaften, die sie einst hatte abbrechen lassen, um ihre und Sintras Karriere nicht zu gefährden, wegen der Mittelmässigkeit ihrer Schauspielkunst, die vom Licht ihres Sex-Appeals in den Schatten gedrängt wurde. Sie träumte weiter von der Liebe, einer kindlichen fast. Sie würde so gerne

barfuss kochen für einen Mann, der bleiben würde, sagte sie.

In jedem Leben steckt eine Tragödie, und vielleicht war das jene von Ava, dass, wie sie sagte, «ich nur glücklich bin, wenn ich nichts tue». Das Glück in einer umfassenden Passivität zu vermuten, gibt es einen erschöpfenderen Satz über das Dilemma des Seins, das im Handeln zwar sein Werden findet, aber gleichzeitig seine Vergänglichkeit, seine Freude und seinen Schmerz?

Leiden in Rollen

Als sie alt wurde und einsam und nur noch mit ihrem Hund und einer dunklen Sonnenbrille im Hyde Park spazieren ging, ziellos, sagte sie in einem ihrer letzten Interviews: «Ich hätte nur jene Rollen in meinem Leben spielen sollen, die mich nicht hätten leiden lassen.»

Europas Hirntote

Die EU hat sich mit einer Rolle als Hilfssheriff Washingtons abgefunden.



Wenn recht zu haben in der Politik bedeutet, «schon vom ersten Akt an die Leichen des fünften vorherzusagen», wie der kolumbianische Philosoph Nicolás Gómez Dávila meinte, hatte Frankreichs Präsident Emmanuel Macron mit seiner Klage vom Hirntod der Nato völlig recht. Die Nato habe nicht adäquat auf die Auflösung des Warschauer Pakts reagiert, so Macrons Vorwurf an die Adresse seiner EU-Partner vor einigen Jahren; von einem regionalen Defensivbündnis gegen die kommunistische Bedrohung aus Moskau sei zu einem globalen Offensivpakt vornehmlich im Dienste US-amerikanischer Hegemonialinteressen mutiert.

Der Krieg in der Ukraine und die zunehmende Konfrontation um Taiwan haben den Befund auf das traurigste bestätigt. Die Nato ist gewissermassen Hirn-mausetot – und die EU mit ihr. Zwar preisen führende Hirntote in Europa das Bündnis derzeit als lebendiger denn je: «Ohne die Nato und deren Führungsmacht USA wäre die Ukraine inzwischen russisch und die Freiheit in ganz Europa bedroht.»

Tatsächlich verhält es sich jedoch genau umgekehrt: Ohne die eigensüchtige Instrumentalisierung der Nato durch Washington, mit einer autonomen EU, die ihre eigenen Interessen verfolgt, wäre es wohl kaum zu dem Krieg gekommen, der die Ukraine ruinieren und ganz Europa nachhaltig schwächen wird. Selbst der transatlantisch orientierte European Council on Foreign Relations konstatierte jüngst, Europa drohe die «Vasallisierung» durch Amerika. Die USA fürchten offenbar, die EU könnte zu schwach werden, um ihnen im Kampf gegen China den Rücken gegenüber Russland freizuhalten.

Was die Denkfabrik noch als Gefahr beschreibt, ist jedoch längst Wirklichkeit. Im Januar hat die EU ihren Hirntod sogar selbst aktenkundig gemacht: In einem damals geschlossenen, in der Öffentlich-

Europa macht sein Schicksal von den USA abhängig. Und geht damit ohne Not ein tödliches Risiko ein.

keit aber kaum beachteten Kooperationsabkommen mit der Nato schrieb sie deren Vorrang bei der Verteidigung Europas fest und räumte den USA so offiziell die Führungsrolle in der europäischen Sicherheitspolitik ein. Damit hat die EU als eigenständiger geopolitischer Akteur faktisch abgedankt und sich mit einer Rolle als Hilfssheriff Washingtons abgefunden.

Nach dem Hindukusch muss Europa derzeit angeblich im Donbass «verteidigt» werden. Und die nächste «Verteidigungslinie» ist bereits gezogen. Sie verläuft noch einmal Tausende Kilometer weiter östlich – in der Strasse von Taiwan vor der Küste Chinas. Die Mitwirkung der EU an Washingtons Konfrontationspolitik gegenüber Peking ist noch dümmer als die Unterstützung der amerikanischen Provokation Moskaus in der Ukraine. Und das nicht nur, weil Taiwan völkerrechtlich zweifelsfrei zu China gehört. Europa macht sein Schicksal damit vollends und endgültig von den USA abhängig. Und geht damit ohne Not ein tödliches Risiko ein.

Im Gefolge der USA will die EU China gleichzeitig als (wirtschaftlichen) Wettbewerber, sys-

temischen Rivalen und (ökologischen) Partner behandeln. Einerseits also politisch und wirtschaftlich auf Distanz gehen, Chinas weitere Entwicklung behindern, es ähnlich wie Washington mit Sanktionen belegen, international wegen seines anderen Systems anprangern und auch militärisch vor der Küste des Landes Präsenz zeigen. Zugleich aber soll Peking als wichtigster Akteur im Kampf gegen den Klimawandel für eine enge Partnerschaft gewonnen werden.

Diese sogenannte Strategie verdient ihren Namen nicht. Sie ist pures Wunschdenken und ein weiterer Beweis für den Hirntod der EU. Genauso wie der Glaube, die Chinesen mit dem Etikettenschwindel von *de-risking* statt *decoupling* bei Laune halten zu können. Die Hirntoten Europas übersehen offenbar, dass auch *de-risking* keine Einbahnstrasse ist. Und dass es kein zweites China gibt. Die Kombination aus Grösse des Markts, industrieller Produktionskapazität, Innovations- und Wachstumskraft sowie internationaler Wettbewerbsfähigkeit des Standorts ist einzigartig – und wird es bleiben. Von der EU geplante Auflagen, die es Unternehmen durch Handel oder Direktinvestitionen erschweren oder unmöglich machen, von China optimal zu profitieren, oder sekundäre Sanktionen werden Europa, durch den Ukraine-Krieg schon schwer geschwächt, noch viel tiefer in die Krise stürzen. Das beste *de-risking*, nicht nur gegenüber China, sondern rundum, besteht für die EU im *decoupling* von der neurotischen und zerstörerischen Hegemonialpolitik der USA.

Stefan Baron ist Bestsellerautor und Verfasser von «Ami go home – Eine Neuvermessung der Welt».

Revolution ist machbar, Herr Nachbar

Nirgendwo kann man ungestraft so viel Schaden anrichten wie in der Politik. Dagegen gibt es nur ein Mittel: Der Bürger muss selbst aktiv werden.

Milosz Matuschek

Demokratie kann viele Tode sterben. Lange dachte man, sie könnte vielleicht in der Säure der Beliebigkeit aufgelöst oder von einem plötzlichen Herztod in der Spassgesellschaft ereilt werden. Betrachtet man, was gerade um uns herum passiert, drängt sich zunehmend der Verdacht auf, dass sie wohl am ehesten von falschen Freunden gemeuchelt wird, mit unendlich vielen kleinen Messerstichen. Am Ende weiss dann niemand, wer den tödlichen Stich herbeiführte, wie bei der Ermordung Cäsars. Die grosse Frage, die der Bürger für sich gerade beantworten muss, lautet: Wie rettet man eine sterbende Republik?

Grösster Pharma-Deal der Geschichte

Dieser Befund mag für die Schweiz verwundern, wo für viele die Welt noch in Ordnung scheint. Doch schon ein Blick ins Nachbarland Deutschland zeigt, wie sich die Erosion der Demokratie vollzieht: verengte Debattenräume, Ideologisierung des politischen Diskurses, Ausgrenzung Andersdenkender, Rückbau von Gewaltenteilung, Rechtsstaat und des «Prinzips Verantwortung» in der Politik. Noch schlimmer sieht es auf der Ebene der EU aus. Das «grosse Friedensprojekt» schwenkt um auf ein Cheerleading für den Krieg. Die ohnehin nur umrissene Demokratie kippt in einen bürokratischen Autoritarismus. Es geht in Riesenschritten zu immer mehr Überwachung, Fremdbestimmung und zentralistischer Lenkung, flankiert von Lobbyismus, Vetternwirtschaft und Verleugnung westlicher Werte.

Es gibt nicht viele Menschen, die es schaffen, den Rückbau moderner Errungenschaften so schamlos zu inkarnieren, wie Ursula von der Leyen, EU-Kommissionspräsidentin und oberste Bürokratin einer supranationalen Schattenregierung. Je mehr Verfehlungen sie auftürmt, desto steiler verläuft ihre Karriere. Diese begann sie passend als Politikertochter, die nie auf direktem Wege ein Parlamentsmandat gewonnen hat; sie wurschtelte sich über eine Parteikarriere in deutsche Ministerämter, zuletzt tat sie sich im Verteidigungsministerium mit Berateraffären, unkorrekter Auftragsvergabe und Vetternwirt-



Mann der Arbeit, aufgewacht!

schaft hervor. Als es dort für sie eng wurde, hatte sie das Glück, bei der Bilderberg-Konferenz 2017 eingeladen zu werden, wenig später wurde sie völlig überraschend Kommissionspräsidentin. Inzwischen sind mehrere Klagen gegen sie hängig, unter anderem von der *New York Times*. Auch die Europäische Staatsanwaltschaft ermittelt

Wer die Verteidigung der Freiheit auf andere delegiert, hat Freiheit weder verstanden noch verdient.

gegen sie, nachdem sie per SMS (die zwar gelöscht, aber natürlich nicht aus der Welt sind) 1,8 Milliarden Dosen Impfstoff bei Pfizer für 35 Milliarden Euro bestellte. Es ist der grösste einzelne Pharma-Deal der Geschichte. Dank dieser Mischung aus Inkompetenz und Korruption wird sie nicht mit Rücktrittsforderungen bedrängt, sondern wahlweise für eine nächste Amtszeit oder als künftige Nato-Generalsekretärin gehandelt. In den Medien ist all dies derzeit kein grösserer Skandal: Man interessierte sich zuletzt eher für ihr Pony, das von einem Wolf gerissen wurde, als für den Wolf im Schafspelz in Brüssel.

Viele fragen sich: Wie viel davon ist Unfähigkeit, wie viel davon Korruption? Nur wenige fra-

gen: Wie viel davon ist Mutwilligkeit? Politiker mit einer solchen Verfehlungskarriere sind leichte Beute für Interessen aller Art, sei es von der Pharma-Lobby, die vom Einfluss her alle anderen Wirtschaftsbereiche in den Schatten stellt, sei es von mächtigen Playern bei Stiftungen, Think-Tanks und globalistischen Vereinigungen. Irgendeine Agenda gibt es immer, für die man Steigbügelhalter spielen kann. Der Politiker in einer gelenkten Demokratie braucht nichts weiter als einen gewissen Überlebensinstinkt und ein Verständnis für das Anreizsystem, das ihn umgibt. Die Agenda Demokratie fällt dann einfach beiläufig von der Klippe. Ursula von der Leyen hat aus ihrem Talent, mit aufgerissenen Augen und fuchtelnden Armen beseelt Textbausteine aus der Schmiede des World Economic Forum wiederzugeben, als sei es das Neueste Testament, am meisten gemacht. Von der Leyen ist für die Demokratie wie die von ihr propagierten «Covid-Impfstoffe» für den Körper: bestenfalls unwirksam, schlimmstenfalls schädlich.

Wie rettet man eine sterbende Republik?

Wir befinden uns in einer Situation, die am ehesten einem Tauziehen gleicht. Auf der einen Seite stehen mächtige private und institutionelle Interessen, auf der anderen Seite die öffent-

liche Sache, die Res publica, die zunehmend über den Tisch gezogen wird. Egoistische Interessen haben immer eine stärkere Zugkraft als altruistische Interessen, das ist kein Geheimnis. Aufgrund dieser Asymmetrie in der Anreizstruktur ist die Verwirklichung des echten demokratischen Geistes stets ein Kampf gegen die Schwerkraft, dessen Sieg unwahrscheinlich und gerade deshalb ideell so wertvoll ist. Wie also gewinnen wir dieses Tauziehen? Wie rettet man eine sterbende Republik?

Es gibt ein ehernes Gesetz der Veränderung, und das lautet: «Alles muss man selber machen.» In Zeiten der Krise ist die Delegation von Verantwortung gleich Verrat. «Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es», wusste Erich Kästner. Demokratische Institutionen sind nur im Idealfall Repräsentanzinstitutionen des demokratischen Prinzips, faktisch werden sie irgendwann zu Verschiebebahnhöfen für Verantwortung. Dazu gehören im weiteren Sinne auch die Bildungseinrichtungen sowie die Medien. Am Ende bleibt von einer Republik nur so viel, wie die Bürger bereit sind, für sie zu opfern. Hier schlägt die Stunde des Souveräns.

Aus Empörung muss Trotz werden

Die Pandemiejahre haben in diese Richtung bereits einiges in Bewegung gesetzt. Viele Bürger fingen an, eigenständig zu recherchieren und die Narrative zu hinterfragen, unzählige kritische Blogs entstanden. Bürger wurden zu Journalisten wider Willen, weil es zu wenig echte gibt. Und sie machten vielfach einen besseren Job als diese. In der Politik wird es am Ende auf einen Sturm auf die Institutionen hinauslaufen, wenn die Demokratie gerettet werden soll. Der Bürger hat immer die Möglichkeit, sich selbst zur Wahl zu stellen und den Berufsrepräsentanten Konkurrenz zu machen. Sterbende Institutionen rettet man am besten, indem man ihnen Leben einhaucht, und zwar durch Engagement. Aus Empörung muss Trotz werden à la: «Besser als ihr können wir es allemal.»

Im 19. Jahrhundert erkannten Arbeiter, dass sie am längeren Hebel sitzen als die Fabrikbesitzer. Der revolutionäre deutsche Dichter Herwegh brachte es auf den Punkt: «Mann der Arbeit, aufgewacht! Und erkenne deine Macht! Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.» Das gleiche Prinzip lässt sich heute auf viele andere Bereiche übertragen, ob Bildung, Geldsystem, Politik, Selbstversorgung oder die Medien. Gegen die Verantwortungslosigkeit der wenigen ist die Verantwortungsergreifung der vielen das beste und vielleicht einzige Gegenmittel.

Wer die Verteidigung der Freiheit auf andere delegiert, hat Freiheit weder verstanden noch verdient.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

Ist die Schweiz ein Polizeistaat?

Nein. Aber die Kosten der Strafverfolgung sind im Vergleich zur EU zu hoch.

Hans Kaufmann

Im Jahr 2020 steckten in Europa (inklusive Türkei) 856 000 Strafgefangene in Gefängnissen, was einer Quote von 0,13 Prozent der Einwohner entspricht. Rund 95 Prozent der In-sassen waren Männer.

In der Schweiz waren es 6183 Häftlinge (0,072 Prozent), wovon 94,3 Prozent Männer. In der EU allein zählte man 463 700 Gefangene (102 Häftlinge pro 100 000 Einwohner), was gegenüber 2019 eine Abnahme um 6,6 Prozent bedeutet.

Dieser Rückgang wird von Eurostat allerdings als positive Folge der Covid-Pandemie und nicht einer generell sinkenden Kriminalität betrachtet. Am meisten Gefängnisinsassen zählte man in der Slowakei mit 192,7 Häftlingen pro 100 000 Einwohner, gefolgt von Litauen (190,4), Tschechien (180,3) und Polen (180,1). Günstiger sieht es hingegen in Finnland (49,8), in den Niederlanden (63,3), in Slowenien (69,1) und in Schweden (70,7) aus.

2020 gab es pro 886 EU-Einwohner einen Gefängnisplatz, in der Schweiz einen Zellenplatz pro 1163 Einwohner, ähnlich wie in Deutschland (1149), Frankreich (1111) oder Italien (1167).

An der Spitze liegt die Türkei mit einem Gefängnisplatz pro 339 Einwohner, während am anderen Ende der Rangliste Finnland und Liechtenstein mit nur einem Platz pro 1844 beziehungsweise 1937 Einwohner stehen.

Verdichtet in Griechenland

Während in der EU in neun Ländern die Insassenzahl die offizielle Zellenkapazität überstieg, die Gefängnisse somit überbelegt waren, lag die Auslastung in der Schweiz bei 85 Prozent.

Am stärksten «verdichtet wohnen» müssen die Häftlinge in Griechenland mit 112 Prozent Häftlingen im Verhältnis zur vorhandenen Kapazität, gefolgt von Rumänien, Belgien, Slowenien, Italien, Ungarn, Schweden, Frankreich und Dänemark. Auch in der Türkei sind die Gefängnisse mit 109 Prozent Belegung überfüllt. Bei der Anzahl von Polizisten im Verhältnis zur

Bevölkerung liegt die Schweiz zusammen mit Skandinavien am Ende der Rangliste. Während es in der Schweiz einen Polizisten oder eine Polizistin auf 461 Einwohner gibt, trifft in Italien ein Polizist auf 250 Einwohner, in Spanien auf 270, in Frankreich auf 311 und in Deutschland auf 332.

Schweiz gleichauf mit Italien

Die Staaten, die als Polizeistaaten gelten, wie etwa die Türkei oder Griechenland, beschäftigen bereits pro 178 beziehungsweise pro 191 Einwohner eine Sicherheitskraft. In den fünf skandinavischen Ländern liegen die Vergleichszahlen zwischen 500 und 736 (Finnland).

Oder anders ausgedrückt: Die meisten europäischen Länder beschäftigen 50 Prozent bis ein Mehrfaches der Schweiz an Polizisten pro Einwohner. Finnland am anderen Ende der Rangliste kommt hingegen auf nur 63 Prozent der Schweizer Polizeistärke.

Wie sieht die personelle Dotierung in den Gefängnissen aus?

Im EU Durchschnitt werden zur Betreuung eines Häftlings rund 1,9 Personen benötigt. Die Spannweite innerhalb Europas ist aber sehr breit, von 4,5 Betreuern in Polen bis 0,75 in Norwegen.

In dieser Rangliste befindet sich die Schweiz mit 1,37 Betreuern am effizienteren Ende der Rangliste, gleichauf mit Italien. Deutschland (1,6 Betreuer pro Häftling), Frankreich (2,24) und Spanien (2,25) haben ein wesentlich höheres Personalaufkommen pro Insasse.

Was in den Eurostat-Statistiken über die Kriminalität und den Strafvollzug auffällt, ist die Tatsache, dass in jenen Ländern, wo viele Strafgefangene einsitzen, die Dichte der Richter pro Einwohner ebenfalls hoch ist. EU-weit sind es 77 622 Strafrichter, die 2020 tätig waren.

In der Schweiz wurde deren Zahl letztmals 2016 mit 1251 erhoben. Das sind rund 15 Strafrichter pro 100 000 Einwohner, während es in der EU etwas über 17 sind. Aber nicht die Zahl der Richter ist letztlich massgebend, sondern ob sie das Strafrecht durchsetzen oder nicht.



Was ist nur mit meinem Freund Roger Köppel geschehen?

Die Russland-Reise des *Weltwoche*-Chefredaktors beschäftigt mich. Sie zeigt, wie man sich verirren kann, wenn man aus Prinzip immer dagegen ist.

Jan Fleischhauer

Von Karl Kraus stammt der Satz: «Die Gedankenfreiheit haben wir. Jetzt brauchen wir nur noch die Gedanken.» Damit ist eine Malaise deutscher Publizistik benannt.

Es wird jeden Tag unerhört viel geschrieben. Wir stehen vor einem unübersehbaren Angebot an Zeitungen und Zeitschriften. Dazu kommen die sozialen Kanäle, die ebenfalls gefüllt werden wollen. Man sollte einen Jahrmarkt der Meinungen erwarten, aber viele Journalisten sind sich in der Beurteilung der Themen erstaunlich einig.

Boris Palmer ist ein Hetzer, Markus Söder ein furchtbarer Populist. Die Freidemokraten sind ein Haufen verantwortungsloser PS-Freunde, und der Klimawandel ist ein Thema, bei dem es keine Neutralität mehr geben darf. Habe ich etwas vergessen? Ach so, ja, selbstverständlich müssen wir uns vor Männern in Acht nehmen, die eine toxische Arbeitsatmosphäre verbreiten.

Die Grünen haben es zuerst gesehen

Til Schweiger ist stark alkoholisiert zum Dreh erschienen (Stress für die anderen!). Ausserdem hat er nachts einfach Drehbücher umgeschrieben, so dass die Crew am nächsten Tag die Drehpläne über den Haufen werfen musste (noch mehr Stress!!). Lückenlose Aufklärung hat Kulturstaatsministerin Claudia Roth verlangt. Schade, dass ihr so etwas immer nur einfällt, wenn sie ausnahmsweise mal nicht selbst für einen Skandal in der Kulturwelt verantwortlich ist.

Es ist ein Labsal, wenn man zwischendurch einen Text findet, der nicht zum hundertsten Mal wiederkaut, was schon an anderer Stelle zu lesen stand. Man könnte ja zum Beispiel darauf hinweisen, dass auch Rainer Werner Fassbinder und Billy Wilder ihren Ideen zum Entsetzen der Produktionsleitung freien Lauf liessen. Aber das findet sich allenfalls als Zweispalter im Feuilleton der FAZ, und auch das nur, weil dort mit Claudius Seidl ein Kulturjournalist beschäftigt ist, der noch weiss, was Fassbinder für ein Ungeheuer war.



«Sorry, ich habe mich hinreissen lassen»: Fleischhauer.

In gewisser Weise verstehe ich die Wut auf Schweiger. Dass ein Film wie «Manta, Manta» die Kino-Charts anführt und nicht das sensible Doku-Drama über lesbische Liebe in Somalia, macht alle guten Menschen fertig. Aber kleiner Trost: Wenn sie mit Schweiger durch sind, schlägt endlich die Stunde von Nora Tschirner, dem grossen Nachwuchstalent des deutschen Films. Dann werden die deutschen Arbeitsschutzbestimmungen so mustergültig eingehalten, dass Änderungen am Drehbuch nur noch nach basisdemokratischer Abstimmung möglich sind.

Sorry, ich habe mich hinreissen lassen. Eigentlich wollte ich über die Gefahren des Lagerdenkens schreiben. Als ich im Journalis-

Provokationsfreude und Schalk – für mich war Köppel immer der Schweizer Christopher Hitchens.

mus anfang, dachte ich, ein gewisser Widerspruchsgestalt sei Voraussetzung für den Beruf. Da habe ich mich getäuscht, wie ich schnell feststellen konnte. Der Herdentrieb macht auch vor Redaktionsräumen nicht halt. Manchmal habe ich den Eindruck, hier ist er sogar besonders ausgeprägt

Ich mochte immer Leute, die sich nicht um die Meinung anderer scheren. Beziehungsweise diese zum Anlass nehmen, darüber nach-

zudenken, ob man die Dinge nicht auch ganz anders sehen könnte. «Letters to a Young Contrarian», heisst ein Buch des britischen Autors und Über-Contrarian Christopher Hitchens, das ich allen ans Herz legen kann, die sich mehr Streitlust wünschen.

Das Dagegensein hat allerdings seine Tücken. Wenn man aus Prinzip immer die andere Seite vertritt, läuft man Gefahr, an einer Biegung herauszukommen, an der man nie herauskommen wollte.

Ich will ein Beispiel nennen, das mich sehr beschäftigt hat. Ein Bekannter von mir ist Roger Köppel, der Chefredaktor

der *Weltwoche* aus Zürich. Wir haben uns 2005 in Berlin kennengelernt, als er für kurze Zeit die *Welt* leitete. Für mich war Köppel immer die Schweizer Ausgabe von Christopher Hitchens: maximale Provokationsfreude, gepaart mit einem Schalk, der selbst Feinde entwaffnen konnte.

Vor drei Wochen war Köppel in Moskau. Er hat dort eine Reihe von Putin-Getreuen getroffen, darunter Marija Lwowa-Belowa, die Frau, die für die Entführung und Zwangsadoption Tausender ukrainischer Kinder verantwortlich ist. Die Kinderverschleppung ist eines der schrecklichsten Verbrechen in diesem Krieg, der Internationale Strafgerichtshof hat Haftbefehl gegen Lwowa-Belowa erlassen.

Das Interview in der *Weltwoche* beginnt so: «Frau Lwowa-Belowa, Sie sind eigentlich Musikerin, Dirigentin. Was hat Sie bewogen, sich hauptberuflich um Kinder zu kümmern?» Wenn man unterstellt, dass sich auch Kinderschänder um Kinder kümmern, ist «kümmern» das passende Wort. Der internationale Haftbefehl? Eine Farce. Putin? Ein herzenguter Mensch, ein echter Vater Russlands.

Anschliessend war Köppel noch bei dem Chef-Propagandisten und Talkshow-Star Wladimir Solowjow, der den Lesern als «blitzgescheit» und «lustig» vorgestellt wird, ein «russischer Woody Allen». Zufälligerweise habe ich ein paar Programme von Solowjow

gesehen. Wenn Solowjow der russische Woody Allen ist, dann war Joseph Goebbels der erste deutsche Stand-up-Comedian mit Millionenpublikum. «Wollt ihr den totalen Krieg?»: eine herrliche Persiflage auf den Fanatismus der Zeit – so wie Solowjows Ausfälle gegen «unwertes Leben» ganz sicher nur die russische Propaganda demaskieren sollen.

Was ist mit meinem Freund Köppel geschehen? So wie er es sieht, hassen die Linken Putin, weil er für alles steht, was sie verachten: Familie, Religion, Männlichkeit, Machtpolitik. Hinzu kommt, dass seit Beginn des Krieges bei keiner Partei die Unterstützung für die Ukraine so ausgeprägt ist wie auf dem ehemals pazifistischen Flügel. Wenn die Leute, die man politisch ablehnt, sich für Waffen starkmachen, kann daran etwas nicht stimmen, also ist man dagegen – das ist die Logik dahinter.

Auch für mich waren die ersten Monate der Ampel nicht einfach. Ich schreibe lieber darüber, welchen Unsinn die Grünen anstellen, als ihnen zuzustimmen. Aber es hilft nichts: Es waren nun einmal die Grünen, die als Erste erkannten, welche Gefahr Putin für Europa bedeutet. Hätte ich darüber hinwegsehen sollen, um mein Feindbild zu bewahren?

Ich habe auch alle Angriffe auf Annalena Baerbock eingestellt. Es ist mir nicht leicht-

gefallen, wie Sie sich vorstellen können. Ich will meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, dass es so bleibt. Wenn ich lese, dass der nigerianische Staatspräsident die Benin-Bronzen, die eben noch mit grosser Geste zurückgegeben wurden, zum Privatbesitz erklärt, spüre ich ein leichtes Zucken. Dennoch: Es ist unter anderem der Beharrlichkeit der Aussenministerin zu verdanken, dass die Bundesregierung am Ende die Panzer herausgerückt hat, die sie in Kiew so dringend brauchen.

Zynismus und moralischer Bankrott

Ich glaube, es zahlt sich aus, einen Standpunkt zu haben und den auch dann beizubehalten, wenn es Überwindung kostet. Aus Prinzip dagegen zu sein, führt erst in den Zynismus und dann in den moralischen Bankrott. Ganz ähnlich verhält es sich übrigens mit der Angst vor dem Beifall von der falschen Seite. Wer seine Haltung davon abhängig macht, wer einem zustimmt, ist genauso unfrei wie derjenige, der immer die Gegenposition einnehmen muss.

Mir wird oft unterstellt, dass ich provozieren wolle. Aber das ist ein Missverständnis. Ich würde nie etwas schreiben, hinter dem ich nicht stehen kann. Wenn man schon verprügelt wird, dann doch lieber für Dinge, die man auch so meint – jedenfalls zu 51 Prozent.

Es gibt zwei Grundsätze, an die ich mich halte, seit ich diesen Job mache. Die eine Regel lautet: kein böses Wort über Leute, die ohnehin schon am Boden liegen. Wenn sich alle im Verdammungsurteil einig sind, braucht es nicht noch einen Kommentar von mir. Im Zweifel ergreife ich für den in Bedrängnis Geratenen lieber Partei, wenn es sonst keiner tut.

Die andere Regel habe ich von Harald Schmidt übernommen: keine Witze über Leute, die weniger als 10 000 Euro im Monat verdienen.

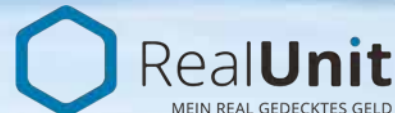
Wenn Solowjow der russische Woody Allen ist, war Goebbels der erste deutsche Stand-up-Comedian.

In dem Fall kann ich nicht garantieren, dass ich meinem Anspruch immer gerecht werde. Als Kevin Kühnert noch nicht SPD-Generalsekretär, sondern lediglich Juso-Vorsitzender war, musste ich eine Ausnahme machen. Aber ich bemühe mich. Sie sehen, auch bei mir ist noch nicht alles verloren.

Jan Fleischhauer zählt zu den meistbeachteten Publizisten Deutschlands. Jede Woche veröffentlicht er eine Kolumne im Nachrichtenmagazin *Focus*, wo auch dieser Text zuerst erschienen ist. *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel hat Fleischhauer geantwortet, zu lesen auf focus.de.

Vermögenssicherung mit Sachwerten

Auch als Token auf der Blockchain erhältlich



Jetzt bis 25.5.23:
Kapitalerhöhung für Aktientoken

Investieren Sie in eine aktiv verwaltete Realwert-Strategie und nutzen Sie die Vorteile des digitalen RealUnit-Tokens. Damit gewinnen Sie Ihre finanzielle Souveränität zurück.

- **Überzeugende Anlagestrategie zum Schutz gegen Inflation und Krisen**
- **RealUnit-Token sind mit realen Sachwerten gedeckt (keine Krypto-Währung)**
- **Direktbesitz erhöht die Unabhängigkeit vom Bankensystem**
- **Recovery-Funktion reduziert das Risiko gegen Diebstahl oder Verlust**

Die Informationen richten sich nur an Personen mit Sitz in der Schweiz und stellen weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Offertstellung dar (Werbemitteilungen nach Art. 68 FIDLEG). Es besteht keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der Inhalte. Anlageentscheide sollten erst nach der gründlichen Lektüre des aktuellen Prospekts getätigt werden, welcher unter realunit.ch/downloads/ eingesehen werden kann.

realunit.ch



Vorbild Barbie

Barbara Millicent Roberts aus Wisconsin fasziniert Mädchen, Frauen und manchmal sogar Männer. Die blonde Ikone, geboren 1959, ist vielleicht das aussergewöhnlichste Spielzeug aller Zeiten.

Sarah Pines

Kindheitserinnerung: Meist war Barbie nackt. Kam sie neu und als Geschenk, die Eisschuhlauf-Barbie, die Rockstar- oder Safari-Barbie, die einfach nur modische Barbie, wurde sie von uns Mädchen kurz bestaunt, dann unverzüglich ausgezogen. Wahrscheinlich ging es uns zunächst um das Bestarren von Barbies Oberweite, damals noch grösser als die der Barbies von heute, und überhaupt um alles an Barbies Körper, was stromlinienförmig ineinander überging, nach der harten, brustwarzenlosen Brust kam die schmale Taille, dann die langen Beine mit *thigh gap*.

Schöner noch als alle Frauen

«Sehen wir auch mal so aus?» Anders als um verzerrte Körperbilder besorgte Eltern, Lehrer und Entwicklungsforscher wussten wir immer schon: «Quatsch, niemand sieht so aus.» Ausser Ivana Trump, Raquel Welch oder Margot Robbie, Hauptdarstellerin in dem ersten

*Sie ist eine Androidin,
glatt wie die antiken Idole
griechischer Inseln.*

Menschen-«Barbie»-Film von Greta Gerwig, Regisseurin von amerikanischen Klassikern wie «Little Women», der im Juli in die Kinos kommt. Der Film ist in Pink gehalten oder eher in dem unvergleichbaren Barbie-Pink, genannt «Barbiecore», Autos, Häuser, Shampooflaschen, Taschen, alles ist pink oder sonst wie neonfarben. Bereits im Sommer letzten Jahres kam «Barbiecore» mit Valentinos «Pink PP Collection» als alter neuer Trend in die Celebrity-Mode zurück; die Kardashians tragen «Barbiecore», Megan Fox, Lizzo.

Warum fasziniert Barbie bis heute verschiedene Zielgruppen – junge Mädchen und nostalgische Frauen, selbst manchmal Männer? Wahrscheinlich, weil sie unauflösbar widersprüchlich ist. Barbie spiegelt die Arbeits- und Geschlechterverhältnisse westlicher Gesellschaften. Barbie ist Busenwunder, von Zwängen befreiter Plastikkörper, politisch und kommer-



Glitzerglänzende Lebensfreude, gutgelaunte Unabhängigkeit.

ziell zugleich. Für manche ist sie die schönste Puppe, schöner noch als alle Frauen, es sei doch ein Glück, dass Kinder mit so einer aparten, modernen, inzwischen in mehreren Berufen stehenden Single-Frau spielen können, die Männer nicht wirklich braucht und trotzdem alles hat.

1960 kam Ken an ihre Seite

Wunder industriellen Designs, pure Ästhetik für die einen, «nuttig» für die anderen. Barbie treibe Mädchen in Unterwürfigkeit, Bulimie

und Magersucht, sagen Kritiker. Nicht nur das: Mit Barbie lernten Mädchen die ungesunden Grundregeln des Patriarchats – gut auszusehen als einzig Wichtiges – und griffen durch das Spiel ihrer eigenen unseligen Entwicklung vor. Barbie ist mitschuldig, dass das Patriarchat weiter besteht. Einen Schritt weiter geht die Soziologin und Feministin Camille Paglia: «Barbie ist ein Idol, ein Totem und ein Fetisch der Frauenpower. Ihr winziges Gesicht ist eine Karikatur perfekter, porzellanartiger Weiblich-

keit, aber ihr harter, langer Körper ist gepanzert und amazonenhaft.» Barbie und ihre Freundinnen seien Vorläufer elitärer, blonder Mädchen-Gruppen und Zickenkriege, sagt sie ausserdem.

Richtig, Barbie ist keine weiche Schlapperpuppe mit Krauselocken. Sie ist eine glitzernde Androidin, glatt wie die antiken Idole griechischer Inseln. Wir wollen alle wie Barbie aussehen und bemitleiden uns dafür, dass wir so aussehen wollen. Bis in die frühen neunziger Jahre hinein sagte Barbie stereotype Dinge wie «Lass uns shoppen gehen» oder «Ich kann Mathe nicht». Ihre Outfits hiessen «Suburban Shopping» oder «Dream Boat», heute ist sie moderner.

1959 wurde sie als erste Nicht-Babypuppe unter dem Namen «Barbara Millicent Roberts» in bescheidenen Verhältnissen in Wisconsin «geboren». Ihre Erfinderin war die Geschäftsfrau Ruth Handler, deren Tochter mit Papierpuppen spielte und so tat, als seien es erwachsene Frauenpuppen. Die fortan von Mattel produzierte Barbie schloss die Marktlücke. Inzwischen hat Barbie über 200 Berufe und lebt in Malibu, im «Dreamhouse». 1960 kam Ken an ihre Seite, 1963 Barbies beste Freundin Midge. In den folgenden Jahren entwarf Mattel beweglichere Barbies, die Kopf und Hüfte drehen konnten, dann kam auf den Höhepunkt der Bürgerrechtsbewegung die afroamerikanische Barbie; erst Francie (1967), dann Christie (1968).

Die siebziger Jahre waren in den USA politisch turbulent, die Gesellschaft wurde materialistischer und die Frauenbewegung erfolgreicher: Mit der «Live Action»-Serie gestaltete Mattel Barbie zupackender, lebensfroher und aktiver, sie schwamm oder lief Rollschuh, ihr Lächeln wurde breiter, das Haar länger. In den achtziger Jahren, passend zur Discowelle und zum wachsenden Eintritt der Frauen in den Arbeitsmarkt, kam die «Day to Night»-Barbie, die verschiedene Berufe verkörperte und Disco-Outfits mit Schulterpolster trug.

Instrument der Unterwerfung

1992 sollte die «Barbie for President» Mädchen ermutigen, einmal politisch oder gesellschaftlich aktiv zu werden. Ende der neunziger geriet Barbie in die Krise. Eltern kritisierten ihr unrealistisches Körperbild, die Verkaufszahlen brachen ein, und Mattel designte Barbie fortan mit schlankeren Hüften und beweglicheren Beinen. Insgesamt wurde Barbie «beruflicher» (sie ist CEO, Ärztin, bei der freiwilligen Feuerwehr) und «diverser». Seit 2016 gibt es die «Fashionista Line» mit verschiedenen Körperformen und Hautfarben. Die «Inspiring Women»-Serie verkörpert fünfzig Frauen mit Vorbildfunktion für junge Mädchen: Feministinnen, Forscherinnen, Politikerinnen. Erste Studien zeigen allerdings: Mädchen bevorzugen weiterhin die schlanke Barbie «klassischeren» Typs.

Manche von uns mochten allerdings Barbies kleine Schwester Skipper lieber, obenherum flacher, plattfüssig, insgesamt nahbarer. Andere mochten Barbies beste Freundin Midge mit roten Haaren und Sommersprossen oder andere Barbie-Freundinnen: Teresa, Nikki, Raquelle. Niemand von uns mochte Ken mit dem befremdlich grossen Plastik-Hodensack, der immer nur Boxershorts zu tragen schien.

Und tatsächlich: Durch unser Kinderspiel wurde Ken, ohne dass es uns bewusst war, zum Instrument der Unterwerfung der Frau durch Sex. Klack, klack, das Knallen von Plastik auf Plastik, wie oft musste Ken Barbie «besteigen», manchmal züchtig mit pinker Decke zugedeckt, manchmal ganz «spontan», wo

Barbie brauchte letztlich keinen Mann, lebte alleine und hatte trotzdem Geld.

auch immer der Spielschauplatz gerade war, in Barbies Küche, beim Campen, auf Barbies Reiterhof. «Danach» blieb Barbie oft liegen, struppige Haare, verrenkter Körper, genau das Abfallprodukt des Patriarchats, zu dem wir sie ja erst machten, aber nicht hätten machen müssen. Barbie machte uns mächtig. Barbie brauchte letztlich keinen Mann, lebte alleine und hatte trotzdem Geld.

Ist Barbie «Puppe» oder «Miniatur-Emanze»? Barbie ist das aussergewöhnlichste Spielzeug, das es je gab. Sie ist Modepuppe, amerikanische Ikone und steht für die flamboyante, Gadget-süchtige amerikanische Konsumgesellschaft: Alles ist immer da und immer zu kaufen, grösser, knalliger als anderswo. Barbie lebt umgeben von jedem nur möglichen Tand und Plunder. In jeder Sekunde an jedem Tag des Jahres werden zwei Barbiepuppen verkauft. Fast jedes Kind und jeder Erwachsene weltweit weiss, wer Barbie ist. Barbies Hersteller Mattel gibt an, dass jedes amerikanische Mädchen im Alter von drei bis zehn Jahren im Schnitt neun Barbies besitzt.

Zweifelsohne nimmt Barbie als Mimikry der weiblichen Form und Symbol für das Frausein Einfluss auf junge Mädchen. Einerseits ist sie ein Symbol weiblicher Unabhängigkeit, andererseits gefährlich ungesunde, da

unrealistische Körperbilder vermittelnd. Den Grund für ihren bis heute anhaltenden Erfolg sehen Marktwissenschaftler unter anderem in ihrer fortwährenden Anpassung an die Strömungen und Tendenzen der amerikanischen beziehungsweise westlichen Gesellschaft. Zu keiner Puppe lassen sich im Spiel so viele Geschichten ausdenken wie zu Barbie.

Irgendwo in Malibu

In der computeranimierten «Barbie – Life in the Dreamhouse»-Serie, die von 2012 bis 2015 auf Netflix gezeigt wurde, und auch in Gerwigs Film «Barbie» – so suggeriert es zumindest der Trailer – ist Ken (im Film verkörpert von Ryan Gosling) das, was er in unserem Spiel auch immer war: der dümmlich-attraktive Hausklave nicht nur von Barbie, sondern von ihrer gesamten Entourage, der hinfällt, anbetet, bettelt: «Barbie, bitte, nur ein Mall!» Über Ken sagte Gosling in einem Interview von 2022, Kens Leben sei in der Tat nicht leicht: «Ken's got no money, he's got no job, he's got no car, he's got no house.» Er widme seine Rolle den Kens da draussen.

Vor allem aber ist Ken zuständig für das Ranschaffen von Glitzer (Episode «Gone Glitzer Gone»), wann immer nötig, und das ist fast immer. Glitzer gehört zu Barbie wie «Barbiecore»: der nutzlos-eitle Gloss auf der Oberfläche ihrer ohnehin schon oberflächlichen Dinge. Irgendwo in Malibu, wo Barbie wohnt und wo heute das begehbare «Barbie-Traumhaus»-Museum steht, gibt es sicher eine Glitzerfabrik, in der der Glitzer für alle Barbies und Skippers der Welt hergestellt wird. Bestimmt gibt es sie. «If you have a doubt, glitter it out», sagt Barbie in der Serie. Glitzer ist ironisch wie Barbie: Glitzer ist nicht teuer wie Gold und nicht ewig wie Diamanten. Mit Glitzer im Haar, an den Schuhen zeigt Barbie: Sie ist theatralisch, bombastisch, in Glitzer-Glanz übersetzte Lebensfreude, und deswegen ist sie so wunderbar.

Dem Traumhaus entkommen

Barbies verschiedene Traumhäuser – von 1972 bis heute –, die ihren Tand horten und ohne die Barbie nicht zu denken ist, reflektieren Architektur-Epochen (Moderne, Postmoderne, Zeitgenössisches), amerikanische Vorstellungen von Familie, aber auch Gefangenheit und Ausgeliefertsein an «Puppenmeister». Babypuppen werden genährt und geknuddelt, Barbies Schönheit wird oft genug im Spiel zerstört: Ihr werden die Haare abgeschnitten oder sie verfilzen, Barbie wird mit Filzstift oder Edding geschminkt, ihr werden die Beine verdreht, sie wird zerstört und zerrüttet im Traumhaus liegengelassen. In Gerwigs «Barbie»-Film, so suggerieren Vorschauen, versucht Barbie zum ersten Mal, dem «Leben im Traumhaus» zu entkommen.



Joe Bidens gutgeölte Geldmaschine

Die Familie des US-Präsidenten kassierte 10 Millionen Dollar von ausländischen Geschäftspartnern. Bei der Verschleierung der Vorgänge zeigte sich der Clan erfindungsreich.

Urs Gehriger

Der Modus Operandi erinnert an den einer mafiösen Bande. Doch beim Netzwerk, in das die Weltpresse letzte Woche in Washington Einblick erhielt, handelt es sich weder um die Cosa Nostra noch um die Camorra, sondern um Amerikas First Family.

Familienmitglieder von US-Präsident Joe Biden und ihre Geschäftspartner haben «ein Netz von über zwanzig Unternehmen geschaffen» und kassierten damit «mehr als zehn Millionen Dollar von ausländischen Staatsangehörigen», so James Comer, Vorsitzender des Ausschusses für Aufsicht und Rechenschaftspflicht im US-Kongress. Via Briefkastenfirmen sei ein Grossteil des Geldes heimlich auf verschiedenen Konten umgeschichtet worden, bevor es in den Händen der Präsidentenfamilie landete.

Ukraine, Russland, China

«Die Bidens haben absichtlich versucht, ihre Machenschaften zu verbergen, zu verwirren und zu verschleiern, aber Bankunterlagen lügen nicht», so das Komitee, das seine Erkenntnisse in einem 36-seitigen Memorandum der Öffentlichkeit präsentierte.



«Nichts falsch gemacht»: Joe und Hunter Biden.

Die belastenden Beweise betreffen die Zeit, als Joe Biden als Vizepräsident (2009–2017) amtierte. Sie stammen aus Tausenden von beschlagnahmten Bankunterlagen, Überweisungen und elektronischen Transaktionen, die in mehr als 170 Verdachtsmeldungen enthalten sind, die von den Banken gemeldet und an die Strafabteilung

Neun Mitglieder des Biden-Clans, inklusive eines Grosskinds, standen auf der Payroll des Netzwerks.

des Finanzministeriums weitergeleitet wurden. Die Regierung Biden weigerte sich, diese Unterlagen herauszugeben, bis der Ausschuss sie kürzlich dazu zwang.

Seit 2020 erste Indizien für die dubiose Geldbeschaffung seiner Familie ruchbar wurden, gibt sich US-Präsident Biden ahnungslos. Einerseits bläut er dem Volk, wie neulich in einem TV-Interview, ein: «Mein Sohn hat nichts Falsches gemacht.» Andererseits behauptet er bis dato, er habe mit seinem Sohn Hunter «nie» über dessen Geschäfte gesprochen. Hat er auch nie mit seinem Bruder James, seiner Schwägerin oder seinen Schwiegertöchtern über den miraculös angehäuften Reichtum gesprochen? Neun Mitglieder seines Familienclans, inklusive eines seiner Grosskinder, standen auf der Payroll des Netzwerks. Im Fall von China konnte der Ausschuss bereits beweisen, dass Biden die Öffentlichkeit in die Irre geführt hat. Während einer Präsidentschaftsdebatte 2020 hatte Kandidat Biden behauptet, niemand in seiner Familie habe Geld aus China erhalten. Das war brand-schwarz gelogen. Die Partner der Bidens waren nicht irgendwer, sondern «chinesische Staatsangehörige und Unternehmen mit engen Verbindungen zum chinesischen Geheimdienst und zur Kommunistischen Partei Chinas».

Die mangelnde Transparenz bei den Auslandsgeschäften der Familie Biden gebe Anlass zu «ernsten Bedenken hinsichtlich der nationalen Sicherheit», warnt der Ausschuss. Denn die Bidens hatten kein Produkt oder fachspezifisches Know-how anzubieten. Antrieb für aus-

ländische Geschäftspartner war einzig die Aussicht, den Vizepräsidenten zu beeinflussen und von dessen Macht zu profitieren.

Erste Indizien für die dubiose Geschäftstätigkeit in Ländern wie der Ukraine, Russland oder China wurden kurz vor der Präsidentschaftswahl 2020 laut. Sie stammten aus Hunter Bidens Laptop, über dessen Inhalt die *New York Post* berichtete. Doch die meisten Medien schwiegen die Recherche tot. Sie verwiesen auf einen «offenen Brief» von 51 ehemaligen Geheimdienstlern, welche die Laptop-Recherche als «russische Desinformationskampagne» diffamierten. Das waren komplette Fake News. Forensische Teams haben den Inhalt des Laptops als echt ausgewiesen.

Intervention in der Präsidentschaftswahl

Nach dem Sieg der Republikaner im Repräsentantenhaus bei den Zwischenwahlen 2022 hat die Untersuchung zur Familie Biden Fahrt aufgenommen. Seit Wochen kommen neue Fakten ans Tageslicht:

- 1 — Das Wahlkampfteam von Joe Biden hat mit Hilfe von Geheimdienstlern aktiv in die Entscheidung der Präsidentschaftswahl eingegriffen.
- 2 — Federführend war der heutige Aussenminister Antony Blinken, der die Abfassung des «offenen Briefes» initiierte (*Weltwoche* Nr. 37/23).
- 3 — In die Vernebelungsaktion war auch ein aktiver CIA-Beamter involviert. Laut einer schriftlichen Erklärung, die dem Ausschuss vorgelegt wurde, reichte die Kampagne zur Wahlhilfe für Joe Biden somit bis ins CIA-Hauptquartier.
- 4 — Der ehemalige CIA-Direktor John Brennan bestätigte letzten Freitag in einem Hearing, dass «die ganze Aktion politisch» motiviert gewesen sei, so der Co-Vorsitzende des Untersuchungsausschusses, Jim Jordan.

Selten wurden derart schwerwiegende Anschuldigungen und belastende Beweise gegen die Familie eines amtierenden Präsidenten vorgebracht wie jetzt gegen die Bidens. Doch das Gros der Medien in den USA und in Europa stellt sich weiterhin taub und stumm.

Die zitierten Dokumente sind nachzulesen auf www.weltwoche.ch/daily/hunter-biden/

Ein bisschen Liebe

Deutschland würde mehr Selbstachtung guttun, wie der europäische Song Contest zeigt.



Eurovision Song Contest aus deutscher Sicht ist, wenn du keinerlei Erwartungen hast und trotzdem enttäuscht wirst. Mit gerade einmal achtzehn kläglichen Pünktchen landete Deutschland wieder einmal auf dem letzten Platz. Lord of the Lost sangen für das «land of the lost». Selten war ein Bandname passender als in diesem Jahr.

Es kann aber auch sein, dass die anderen Länder gar nicht wussten, dass Deutschland überhaupt teilnimmt, weil die deutsche Nationalflagge offenbar in einer gemeinschaftlichen Nacht-und-Nebel-Aktion vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk und der grünen Jugend durch die Regenbogenflagge mit Transeinlage ersetzt wurde. Jedenfalls waren wir das einzige Land, dass nicht ein einziges Mal die eigene Flagge geschwenkt hat. Weder beim Einlauf noch am Tisch bei der Punktevergabe oder im Einspieler mit den Musikern aus anderen Ländern, die allesamt ihre Nationalflagge dabei hatten.

Stattdessen wurde eifrig die Flagge der sexuellen Vielfalt in die Kamera gehalten, um endlich jeden, der es bis dato noch nicht wusste, davon zu überzeugen, dass wir die Guten sind. Ein Erfolgsrezept, das man sich vermutlich von der deutschen Fußballnationalmannschaft abgeschaut hat, die damit im Beliebtheitsranking bei der Weltmeisterschaft im letzten Jahr noch hinter Katar auf dem Rang eines ausgeprägten Fusspilzes rangierte.

Letzte Plätze verdienen sich eben nicht von allein. Man muss es auch wollen. Vor allem bei einem Musikwettbewerb wie dem Eurovision Song Contest, bei dem man ständig damit rechnen muss, dass andere Länder mit noch schlech-

teren Outfits und Songs um die Ecke kommen. Wie viele NDR-Mitarbeiter wären wohl plötzlich arbeitslos, wenn sie sich nicht am Tag nach dem ESC erneut die Frage stellen könnten, woran es gelegen hat, um es dann im nächsten Jahr wieder genauso zu machen?! Für irgendetwas müssen die 18,36 Euro Rundfunkgebühr schliesslich verwendet werden.

Der eine oder andere mag sich fragen, warum wir Deutschen bei diesem Event überhaupt noch mitmachen. Wer, der über einen Hauch von Selbstachtung verfügt und keinen ausgeprägten masochistischen Fetisch besitzt, zahlt auch noch dafür, sich jedes Jahr aufs Neue von allen anderen demütigen zu lassen?

Die Antwort lautet: jemand, der um jeden Preis von anderen geliebt werden will.

Deutschland ist der Streber, der den Mobbern sein Pausenbrot schenkt und trotzdem dafür verhaun wird. Wir sind der Zahl-, Asyl-, Moral- und bald auch der Klimaweltmeister in einem und wundern uns, warum alle genervt sind,

Lord of the Lost sangen für das «land of the lost». Selten war ein Bandname passender.

statt uns endlich den Respekt zu zollen, der uns vermeintlich zusteht. Jede ESC-Demütigung spiegelt letztlich nur die Hoffnung wider, dass dieses Mal endlich alle erkennen, wie viel Mühe wir uns gegeben haben.

Aber mit Sympathie zwischen Ländern ist das wie mit Beziehungen. Man liebt nieman-

den, der sich selbst nicht liebt. Wer keine Selbstachtung hat, braucht sich über die mangelnde Achtung der anderen nicht zu wundern. Um Liebe zu betteln, ist erbärmlich, und wer zu angestrengt ist, wirkt unentspannt. Selbstverleugnung und pseudotolerante Beliebigkeit sind keine Werte, für die man bewundert wird.

Was es also bräuchte, ist weniger woke Symbolpolitik und dafür mehr Selbstliebe. Dann klappt es auch mit dem ESC und mit der Sympathie unserer Nachbarländer. An der Fussballweltmeisterschaft 2006 konnten wir das. Genau wie 2010, als Lena Meyer-Landrut den Grand Prix gewann. Wir waren entspannt und herzlich, und ich weiss, dass genau das in vielen von uns noch schlummert.

Woke-Land ist ein Zerrbild, das Medienvertreter, gratismutige Künstler und die Grünen gerne von der Bundesrepublik zeichnen. Aber Woke-Land ist nicht Deutschland und der ESC nicht das Ende der Welt. Wären wir cool, würden wir einfach nicht mehr hinfahren oder das nächste Mal einfach doch Ikke Hüftgold schicken. Selbstironie ist eine Tugend, und traditionell gesehen, gehörten unsere Klamauk-Auftritte von Guildo Horn bis Stefan Raab stets zu den erfolgreichereren, was auch daran liegen mag, dass sie in etwa genau den Grad des Niveaus dieser Veranstaltung widerspiegeln.

Alternativ bliebe uns höchstens, das Wort «Bundeskanzler» durch «Lord of the Lost» zu ersetzen und uns weiterhin jedes Jahr aufs Neue darüber zu echauffieren, dass uns die anderen nicht mögen. Ob das die bessere Lösung ist, wage ich allerdings zu bezweifeln.

Stalins Werk und Jelzins Beitrag

Die Ukraine ist ein Kunstgebilde, geschaffen von Diktatorenhand ohne Rücksicht auf die Völker. Heute verteidigt der Westen diesen Willkürakt im Namen des Völkerrechts.

Karl Eckstein



«Wie können wir zulassen, dass unsere Brüder und Schwestern so ruchlos hingemordet werden»: «Welch' Freiheit!» von Ilja Repin, 1903.

Russland hat in seiner tausendjährigen Geschichte nie einen Krieg gegen Westeuropa begonnen. Umgekehrt wird Russland seit vielen Jahrhunderten immer wieder von Westen her überfallen:

- 1245 von deutschen Kreuzrittern
- 1612 von Polen
- 1759 von Preussen
- 1812 von Frankreich
- 1914 von Deutschland, Österreich-Ungarn
- 1941 von Deutschland

Bei der Verfolgung der geschlagenen Angreifer sind die Russländer – die Russen sind nur eine von 193 ethnischen Gruppen in Russland – den Feinden jeweils bis nach Westeuropa gefolgt, haben sich aber immer freiwillig zurückgezogen:

- 1815 aus Paris
- um 1955 aus Wien
- um 1990 aus Berlin

Diese Kriege haben der russischen Bevölkerung traumatisches Leid zugefügt. Beim letzten Überfall durch deutsche Truppen hatten sie 27 Millionen Todesopfer zu beklagen, zum Teil auf grausamste Weise ermordet. Drei Millionen Russländer wurden in Nazi-Gefangenschaft umgebracht, viele in Konzentrationslagern.

Nach all diesen Erfahrungen hat man in Russland verständlicherweise grösste Angst, wenn sich feindliche Truppen nahe der Landesgrenzen zusammenziehen. Obwohl Sowjetführer Michail Gorbatschow beim Truppenrückzug aus Osteuropa versprochen wurde, dass sich die Nato nicht nach Osten erweitere, steht sie heute direkt vor Russlands Toren. Ihre Raketenbasen, geeignet zur Bestückung mit Atomsprengköpfen, liegen an Russlands Grenzen in Polen, im Baltikum und in Rumänien. Und nun sollten solche auch direkt vor Zentralrussland in der Ukraine aufgebaut werden.

Die Nato ist ein Verteidigungsbündnis (gegen wen?) mit einem jährlichen Militärbudget von 1175 Milliarden Dollar; Russland

hat eines von 66 Milliarden, also ein Achtzehntel davon (letzte aktuelle Zahlen von 2021). Wenn Nato-Staaten heute das Militärbudget noch erhöhen wollen, dann muss Russ-

Die Grenzlinien wurden bewusst falsch gezogen, nach dem Motto: «Teile und herrsche».

land das als Provokation empfinden, zumal im Westen falsche Vorstellungen von Russland und der Ukraine dominieren.

Gefahr der Rebellion

Nachdem die Kommunisten um Lenin und Stalin das Territorium des russischen Zarenreichs übernommen hatten, lösten sie die alten Gouvernements auf und schufen neue «Unionsrepubliken». Deren Grenzlinien wurden bewusst falsch gezogen, nach dem Motto: «Teile und herrsche». Wenn man in einer Teilrepublik verschiedene Ethnien, die nichts mit-

einander am Hut haben, zusammenwürfelt, ist die Gefahr gering, dass sie sich zusammenschliessen, um gegen die Zentralmacht zu rebellieren. Aus dem Gouvernement Turkestan wurden die Republiken Usbekistan, Kirgistan, Kasachstan, Tadschikistan und Turkmenistan. Usbekistan, um nur ein Beispiel zu nennen, vereint Usbeken, Kasachen, Kirgisen, Tadschiken und andere Völkerschaften.

Auch die Ukraine ist ein solches stalinistisches Kunstprodukt, das es vorher nicht gegeben hat. «Ukraine» heisst übersetzt «am Rande». Zusammengewürfelt hat Stalin dabei:

— im westlichen Teil: katholische Territorien aus dem habsburgischen Wolhynien, Galizien und Bukowina.

— in der Mitte: das im Zarenreich als «Kleinrussland» bezeichnete Territorium, wo eine dem Russischen ähnliche, im Ruthenischen wurzelnde Sprache gesprochen wird, die sich von Russisch etwa so unterscheidet wie Schweizerdeutsch von Hochdeutsch, und wo vor allem freie Kleinbauern und Kosaken wohnten.

— im Osten: russisch-orthodoxe Territorien um Donezk (das zuvor Stalino hiess) und Lugansk, die von Russisch sprechenden «Grossrussen» dominiert sind.

Diese stalinistischen Willkürprodukte wurden nach dem Zerfall der Sowjetunion in den bestehenden Grenzen erhalten. Die Einwohner wurden nie gefragt, ob sie diesen Kunstgebilden weiter zugehören wollen. Das entschieden die Apparatschiks.

Treffen im weissrussischen Wald

Die oberste Führung in der Sowjetunion war das Politbüro des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei. Drei Mitglieder dieser Parteileitung (Jelzin, Krawtschuk und Schuschkekewitsch) setzten sich 1991 in einem Wald in Weissrussland zusammen und beschlossen in diesem privaten Kreis, die Sowjetunion aufzulösen und deren Republiken unter sich aufzuteilen. Interessanterweise waren die ersten Präsidenten dieser nun «demokratischen» Republiken samt und sonders ehemalige Mitglieder des Politbüros der Kommunistischen Partei:

- in Russland: Boris Jelzin
- in der Ukraine: Leonid Krawtschuk
- in Weissrussland: Stanislaw Schuschkekewitsch
- in Kasachstan: Nursultan Nasarbajew
- in Usbekistan: Islom Karimow
- in Tadschikistan: Kachar Machkamow
- in Turkmenistan: Saparmyrat Nnyazow
- in Aserbaidshan: Haidar Alijew

Natürlich haben diese kollegial verbundenen Erben des stalinistischen Vermächtnisses miteinander vereinbart, gegenseitig Bestand und

Grenzen ihres Erbteils anzuerkennen. Das Volk wurde zur Grenzziehung nie befragt.

Nur ein Beispiel: Die Krim war seit dem Untergang des osmanischen Imperiums zur Hauptsache von Grossrussen besiedelt und gehörte seither immer zu Russland. Nachdem der Ukrainer Nikita Chruschtschow sowjetischer Parteichef geworden war, schenkte er die Krim 1954 «seiner» sozialistischen Sowjetrepublik Ukraine – was damals natürlich keinerlei Bedeutung hatte, weil sowieso alle Kompetenz weiterhin beim Politbüro in Moskau lag.

Victoria Nulands Milliarden

Da die Zusammensetzung der Territorien nicht demokratisch legitimiert ist, brechen die ethnischen Konflikte nun überall auf: in Nagorni Karabach, Osch, Abchasien, Ossetien und so weiter – besonders wenn sie von aussen mit grossem Finanzaufwand in bunten Revolutionen, die nach einem einheitlichen Schema ablaufen, angezettelt werden.

So war es auch in der Ukraine. Victoria Nuland, stellvertretende US-Aussenministerin, erklärte im Dezember 2013, dass die USA bisher fünf Milliarden Dollar investiert hätten, um «der Ukraine zur Zukunft zu verhelfen, die sie verdient hat». Dies, obwohl in der Wiener Uno-Konvention über diplomatische Beziehungen von 1961 in Art. 2 festgelegt ist, dass Staaten sich nicht in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten einmischen dürfen.

Nebst der US-Regierung finanzierten auch viele amerikanische Stiftungen die Gründung und fortlaufende Alimentierung von oppositionellen NGOs in der Ukraine. Allein die National Endowment for Democracy (NED, eine Stiftung von US-Parlamentariern) unterstützte 69 oppositionelle Organisationen – verteilt über die ganze Ukraine – mit massiven Beträgen. Auch der amerikanische Milliardär George Soros versorgte die Oppositionsorganisationen mit beträchtlichen Mitteln. Selbstverständlich hatten diese finanziell abhängigen Organisationen den Wünschen ihrer Geldgeber nachzukommen.

Als der gewählte Präsident Wiktor Janukowitsch im November 2013 ein Wirtschaftsabkommen mit der EU nicht unterzeichnen wollte, weil es wirtschaftlich nicht sinnvoll war, kam es zu Strassenunruhen auf dem Maidan in Kiew. Anfangs friedliche Proteste gerieten unter die Kontrolle von gewalttätigen Nationalisten. Diese Hardliner der Partei Swoboda sind auf die OUN (Organisation Ukrainischer Nationalisten) zurückzuführen, deren Leiter vor dem Zweiten Weltkrieg Stepan Bandera war.

Bandera organisierte die ukrainischen Bataillone «Roland» und «Nachtigall», die in deutschen Wehrmachtuniformen an der Seite der Nazis die Sowjetunion überfielen. Nationalistische Bandera-Milizen begannen sofort nach dem Einmarsch der Wehrmacht mit Pogromen

gegen Juden und Russen. Für die ersten Tage nach der Vertreibung der Roten Armee sind etwa 140 Pogrome belegt, bei denen 13 000 bis 35 000 Russen und Juden ermordet wurden. Trotzdem wurde auf Antrag von Swoboda-

Drei Mitglieder des Politbüros teilten 1991 die Republiken der Sowjetunion unter sich auf.

Abgeordneten die ehemalige «Strasse des Friedens» in Lwiw (früher Lemberg) in «Bataillon Nachtigall» umbenannt.

Nachdem die «Banderowci» die Demonstration auf dem Maidan gekapert hatten, erschossen sie Dutzende Personen. Das Schema ist aus allen «bunten Revolutionen» bekannt: Scharfschützen feuern unter falscher Flagge auf Demonstranten, beschuldigt wird die Regierungspartei, die man absetzen will. Bis heute sind keine Täter zur Verantwortung gezogen worden.

Streumunition gegen Zivilbevölkerung

Der so an die Macht gekommene neue Präsident Petro Poroschenko ging schon 2014 mit organisierten Massakern gegen die eigenen Bürger vor. Er beauftragte nationalistische Freischärler und die Armee, mit Flächenbombardements, durch Artillerie, Mehrfachraketenwerfer und Streumunition gegen die Zivilbevölkerung in den Gebieten um Donezk und Lugansk vorzugehen. Ein Todesopfer eines solchen Angriffs, der alles andere als gezielt auf bewaffnete Separatisten geführt wurde, war übrigens ein Schweizer Rotkreuz-Mitarbeiter. Für solches Morden an der eigenen Bevölkerung hat man Saddam Hussein aufgehängt. >>>

Investieren Sie
Seite an Seite
mit unserer
Eigentümergefamilie

Vorausschauend
seit Generationen



Private
Banking

Seit 2015 werden nach einem Dekret der ukrainischen Führung keine Pensionen und Sozialversicherungsgelder mehr an die Bevölkerung der umstrittenen Territorien ausbezahlt. Bankkonten und Karten aller dortigen Bürger wurden gesperrt. Die Bevölkerung war ab dem Winter 2014/15 von der Versorgung mit Elektrizität und Gas abgeschnitten.

Schon bis Ende 2014 flohen über 900 000 Ukrainer nach Russland. Die Regierung in Kiew reagierte wie seinerzeit die Regierung in Ostberlin, als die Bürger wegzulaufen begannen: Man baute eine Mauer. Die Ukraine errichtete eine Sperre von fast 2000 Kilometern entlang der russischen Grenze. Die Kosten wurden auf hundert Millionen Euro geschätzt. Die EU steuerte sechzig Millionen Euro für eine «integrierte Grenzverwaltung» bei.

Schachzug der ukrainischen Führung

Unterdessen starben in den von ethnischen Russen bewohnten Gebieten der Ukraine (vor allem in Donezk und Lugansk) zwischen 2014 und 2022 zirka 10 000 Zivilisten, darunter viele Kinder, durch die eigene Armee. Nachdem Putin Anfang 2022 die ukrainische Regierung aufgefordert hatte, mit der Beschießung ziviler Gebiete in den von ethnischen Russen bewohnten Gebieten aufzuhören, intensivierte die ukrainische Armee solche Attacken um ein Mehrfaches.

Dies war offensichtlich ein Schachzug der ukrainischen Führung – oder der dahinterstehenden Mächte –, um Russland zu einer Intervention zu motivieren, ja zu zwingen. Auch die Feinde Russlands wussten, dass Putin innenpolitisch unter Druck stand: «Wie kön-

nen wir es zulassen, dass unsere Brüder und Schwestern in der Ukraine so ruchlos hingemordet werden» – solche Worte waren in Russland, besonders unter ethnischen Russen, ständig zu hören.

Das spiegelt sich heute in der Solidarität: Russland hat die meisten Flüchtlinge aus der Ukraine aufgenommen. Bis Ende 2022 waren es 2,9 Millionen. Nach Polen flohen 1,5 Millionen Ukrainer, nach Deutschland eine Million.

Bis 2014 flohen 900 000 Ukrainer nach Russland. Kiew reagierte wie Ost-Berlin – und baute eine Mauer.

In der Schweiz sind 65 000 Personen mit ukrainischem Pass als Flüchtlinge registriert. Sie sprechen zum grössten Teil nicht Ukrainisch, sondern Russisch.

Wie ist das Ganze rechtlich zu beurteilen? Im Dezember 1994 wurde in Budapest von Beamten aus den USA, Grossbritannien und Russland ein Memorandum unterzeichnet, wonach alle Atomwaffen der Sowjetunion an Russland gehen sollen und dieses dafür mit den USA und Grossbritannien zusammen Bestand und politische Unabhängigkeit der Republiken Kasachstan, Weissrussland und Ukraine garantierte.

Nachdem 2014 alle westlichen Garanten die Vertreibung des gewählten ukrainischen Präsidenten Janukowitsch unterstützt oder doch zumindest hingenommen hatten, fühlte sich auch Russland nicht mehr an die politischen Integritätsgarantien gebunden, zumal es im Memorandum vor allem darum ging, die Zahl

der Atommächte nicht zu erweitern, nicht aber um Bevölkerungszuteilungen.

Im März 2014 wurde zum ersten Mal in der Geschichte Russlands die Bevölkerung der Krim gefragt, welchem Territorium sie zugehören wolle. Die hauptsächlich russischstämmige Bevölkerung stimmte grossmehrheitlich für die Option Russland. Am 20. März 2014 stimmte daraufhin das russische Parlament darüber ab, ob die Krim als neues Föderationssubjekt in die Russische Föderation aufgenommen werden soll.

Russische Parlamentarier, die zugestimmt hatten, wurden vom Schweizer Bundesrat am 12. November 2014 mit Sanktionen belegt. Deshalb darf mich mein Freund Leonid Kalaschnikow nicht mehr in der Schweiz besuchen. Er erhält kein Visum.

In der Schweiz gilt wie in jedem demokratischen Rechtsstaat das Prinzip der parlamentarischen Immunität für das Abstimmungsverhalten im Parlament. Dass die Schweiz sich anmassiert, Angehörige fremder Parlamente für ihr Abstimmungsverhalten zu sanktionieren, muss befremden.

Völker- oder Diktatorenrecht?

Wie war's eigentlich im Kosovo? 1999 führte die Nato einen völkerrechtswidrigen, nicht von der Uno sanktionierten Angriffskrieg gegen die Republik Serbien. Dabei wurden schätzungsweise 3500 Zivilisten ermordet, darunter Kinder. Ziel war es, die Teilrepublik Kosovo von der Republik Serbien abzutrennen.

Gab es Sanktionen gegen die Nato-Verantwortlichen? Im Gegenteil. Die Schweiz erteilte den Nato-Bombern vielmehr eine Überfluggenehmigung, um ihre Bombenlast möglichst unkompliziert über Serbien abwerfen zu können. Später anerkannte die Schweiz als einer der ersten Staaten das Kosovo als selbständigen Staat.

Oder noch ein Beispiel: War es eine Verletzung des Völkerrechts, als 1775 nordamerikanische Aufständische im zu Grossbritannien gehörigen Territorium britische Soldaten töteten und danach am 4. Juli 1776 ihre Unabhängigkeit erklärten?

Allgemein gefragt: Kann es Völkerrecht sein, wenn man Völker mit Waffengewalt daran hindern will, sich von einem von Diktatoren geschaffenen Gebilde loszusagen?

In Russland nennt man so etwas «Diktatorenrecht». Zu bedauern die Völker, in denen dies «Völkerrecht» genannt wird.



Das Volk wurde zur Grenzziehung nie befragt:
Unterzeichnung der Belowescher Vereinbarungen bei Wiskuli, 8. Dezember 1991.

Karl Eckstein ist Rechtsanwalt in der Schweiz und ehemaliger Honorarkonsul der Russischen Föderation. Er lehrt Verfassungsrecht an der Moskauer Staatsuniversität für Internationale Beziehungen.

Wenn Feministen Frauen nicht verstehen

Es ist also nicht Diskriminierung, sondern die eigene Wahl. Auweia.



Der Blutdruck lag bei einigen im hochtourigen Bereich, als sie von der Umfrage gelesen haben, nach der «die meisten Studentinnen lieber einen erfolgreichen Mann wollen als selber Karriere machen» (Rico Bandle, *Sonntagszeitung*). Verständlich. Hätte ich die letzten fünfzig Jahre damit verbracht, die naheliegendste Schlussfolgerung von vornherein auszuschliessen, würde ich die Welt nach solchen Befragungen auch nicht mehr verstehen. Und würde selbst jetzt, wenn alle anderen Erklärungsversuche scheitern, behaupten, die Untervertretung von Frauen in Top-Positionen sei der unerschütterliche Beweis für frauenfeindliche Strukturen. Biologische Ursachen? Unterschiedliche Bedürfnisse? Aber nein! Dinge, die das eigene Weltbild zum Wackeln bringen, will man nicht glauben. Auch wenn sie durch wissenschaftliche Befunde belegt sind – zumindest teilweise.

Die Untersuchung, bei der 10 000 Studenten an der ETH und der Uni Zürich befragt wurden, hat ergeben, dass nicht etwa Diskriminierung der Grund ist, dass Frauen in Top-Positionen untervertreten sind, sondern der Umstand, dass viele Studentinnen keine oder nur geringe Karriereambitionen haben. Ausserdem haben viele der Frauen ein «konservatives Rollenbild»; sie bevorzugen einen Partner, der erfolgreicher ist als sie und der, sobald sie Mutter sind, als Haupternährer der Familie fungiert, damit sie Teilzeit arbeiten können.

Einige deuten die Ergebnisse um, behaupten, Frauen würden einfach einen Sugardaddy suchen. Das besagt die Umfrage nicht, sondern vielmehr, dass sie sich einen erfolgreichen Partner wünschen, damit sie sich um den Nachwuchs

kümmern und ihre Verantwortung als Mutter wahrnehmen können.

Die Befragung ist natürlich prädestiniert, um von feministischen Kreisen als «mangelhaft» kritisiert zu werden, und tatsächlich wurde beanstandet, sie sei noch nicht *peer-reviewed*, auch

Aber, nein! Dinge, die das eigene Weltbild zum Wackeln bringen, will man nicht glauben.

könne man von ihr nicht ableiten, ob der Entscheidung der Frauen, Teilzeitverdienerin zu sein, «wirklich ihre erste Wahl» sei oder ob sie sich «einfach der Realität anpassen».

Wer in seinem Leben schon einmal mit einer Frau gesprochen hat, weiss natürlich, dass da berechnete Zweifel bestehen. Welche Frau will schon freiwillig mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen und deshalb Teilzeit arbeiten? Welche Frau wählt schon von sich aus einen Partner mit solidem Einkommen, damit er die Rolle des Hauptversorgers übernimmt und sie ihren Lebensraum verwirklichen kann? Vor allem: Welche normale Frau würde ihr Glück und ihren Erfolg im Leben im Muttersein sehen, in einer Rolle, die der Moderne komplett hinterherhinkt, wo doch Millionen von Karrierefrauen, die Familienzeit für einen hohen Lohn opfern, für mehr Verantwortung, Belastung, Leistungsdruck und lange Arbeitszeiten, so viel glücklicher sind?

Es gibt zwar diese bizarren Studien aus Norwegen, dem Land mit angeblich mustergültiger Ge-

schlechtergleichheit. Da entscheiden sich Frauen seltsamerweise massenhaft für frauentypische Berufe, über 90 Prozent des Pflegepersonals sind weiblich, obwohl die Regierung seit vielen Jahren mit intensiven Förderprojekten versucht, Männer für den Pflegeberuf zu begeistern und Frauen für das Ingenieurwesen. Und genauso wie in der Schweiz entschlossen sich auch dort Studentinnen häufig für ein konservatives Familienmodell.

Was läuft da schief? Na ja. Einerseits sind diese Studien misogyn. Andererseits, und da kann man noch lange sagen, die Geschlechter treffen aufgrund von unterschiedlichen Interessen andere Berufs- und Lebensentscheide, ist es letztlich ein Zeichen dafür, dass eben noch nicht genug getan wurde, um mündige weibliche Wesen dazu zu bringen, die richtigen Entscheide zu treffen. Dass noch immer nicht alle alten, internalisierten Rollenbilder gesprengt wurden, die Frauen manipulieren und in falsche Lebensmodelle zwingen, sie an Herd, Haus und Hund ketten, ihre steilen Antikarrieren fördern statt des routinierten Einbrechens in Männerdomänen. Und dass das gönnerhaft grinsende Patriarchat seinem Ende leider doch noch nicht nahe genug ist.

Genauso wie Kinder wissen auch Frauen nicht, was das Beste für sie ist. Darum müssen sie auch der Verantwortung über die eigenen Entscheide entbunden werden. Wie wunderbar, dass es fortschrittliche Kreise gibt, die sich genau das mit Nachdruck zum Ziel gesetzt haben.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Augen öffnen

Nr. 18 – «Wir sind ja so Klima-naiv»
Analyse von Reiner Eichenberger und David Stadelmann

Wir sind nicht nur naiv in Bezug auf die Kosten der Klimapolitik, sondern auch hinsichtlich des Ursprungs der Klimakatastrophe lassen wir uns seit Jahren täuschen und belügen. Es wird immer klarer, dass der Weltklimarat (IPCC) eine ganz andere Mission hat, als uns über die Ursachen der Klimaveränderungen aufzuklären; er dient nur als Nebelpetarde, um unsere Aufmerksamkeit von anderen, weitaus schädlicheren und zudem wirklich von uns beeinflussbaren Fakten abzulenken. Zudem geht es auch darum, uns Angst zu machen, damit man uns besser alle möglichen unnötigen Dinge aufzwingen kann. Wenn behauptet wird, dass Wissenschaftler bei so komplexen Themen wie CO₂-Flüssen und dem Klima alle der gleichen Meinung sind, dann ist Misstrauen angebracht. Dasselbe gilt, wenn Diskussionen blockiert werden und persönliche Diffamierungen an die Stelle von ernsthaften Gegenargumenten treten. Die privaten Geldströme zum IPCC und die damit verbundenen Interessen könnten uns die Augen öffnen.

Hans-Jürgen Schreier, Saint-Pierre-de-Côle (F)

Die andere Seite

Nr. 18 – «Die Welt von morgen und die neutrale Schweiz»

Editorial von Roger Köppel

«Wer ein Urteil ohne Anhörung der anderen Seite fällt, ist ungerecht, wenn er auch ein gerechtes Urteil fällt.» Welch kluger Spruch von Seneca. Leider ist die *Weltwoche* in der Schweiz bald das einzige Medium, das diesem Leitsatz nachlebt und auch immer wieder kont-

räre Meinungen zulässt. Wissenschaftler wie Reto Knutti oder Mitarbeiter der SRG oder andere Journalisten sollten sich diese Aussage hinter die Ohren schreiben und auch danach handeln. *Markus Meier, Rorbas*

Neue Religion

Nr. 19 – «Klimapopulist Knutti»
Hans Rentsch über den ETH-Forscher

Früher haben die Erfüllung des Glaubens die Kirchen übernommen, doch denen laufen die Leute davon. Kluge Leute (mit Eigeninteressen) haben eine neue Religion erschaffen, sie nennt sich Klimawandel. Klar ist, dass wir Sorge tragen müssen zu unserer Umwelt; jeder halbwegs vernünftige Mensch macht das. Warum man die Leute mit kleinem und mittlerem Einkommen mit zusätzlichen, völlig unnötigen Abgaben in die Armut treiben will, kann ich hingegen nicht beantworten. *Urs Stäger, Wohlen*

Eiskalter Zynismus

Nr. 18 – «Putin ist wirklich ein Faschist»
Jürg Altwegg im Gespräch mit Raphaël Glucksmann

Kriege fallen nicht vom Himmel, Herr Glucksmann! Eigentlich eine Binse, die befangene Leute leider nur zu gern verdrängen. Denn wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was man über die näheren Umstände dieses Krieges in Erfahrung bringen kann, reicht das aus für diese deutliche Reaktion. Deshalb: Waffenstillstand sofort, ohne Wenn und Aber! Auch im Hinblick auf eine zukünftige, grundsätzliche Lösung der vielfältigen Konflikte. Sonst wird bald der letzte Ukrainer Glucksmanns eiskaltem Zynismus zum Opfer gefallen sein.

Sven Hoffmann, Dresden (D)

Bange Frage

Nr. 19 – «Die Bedeutung der Krönung»
Toby Young über die britische Monarchie

Millionen waren sonderbar berührt, als König Charles in feierlicher Krönung mit heiligen Traditionen seine «gottgegebene Würde» zugesprochen wurde. Ob die britische Monarchie mittelfristig überleben wird, ist für mich unwesentlich. Was für Charles gilt, gilt für uns alle: Der christliche Glaube sagt, dass nicht nur Könige, sondern alle Menschen mit Würde gekrönt sind. Hier stellt sich die bange Frage, wie in einer nach-christlichen Gesellschaft noch «gottgegebene Würde» existieren soll.

Christian Haslebacher, Weinfelden

Einfach und klar

Nr. 17 – «Moskau im Frühling»
Editorial von Roger Köppel

Die Fakten sprechen für sich: Putin war bestrebt, die Ukraine mit einer kurzen kriegerischen Aktion zu zerstören, was ihm total misslungen ist, weil er erstens den Widerstand dieses Landes unterschätzt hat und zweitens nie mit der Unterstützung des Westens und der USA für die Ukraine rechnete. Die Situation ist einfach und klar: Was immer in der Vergangenheit geschehen ist, interessiert mich nicht, denn der Krieg gegen die Ukraine wurde von Putin ohne Grund begonnen und mit einer unglaublichen Grausamkeit geführt. Für seine Kriegsverbrechen muss er hart bestraft werden!

Rolf Bechter, Widen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Peter Zeindler (1934–2023)
Grace Ann Melzia Bumbry (1937–2023)



Liebenswürdigkeit in Person: Autor Zeindler.

Bei unserem wöchentlichen Volleyballspiel, das er bis ins hohe Alter nie ausliess, nannten wir Jüngeren ihn scherzhaft «Alpha». Es war eine Rolle, die er – hadernd und schimpfend wie ein Rohrspatz – mit souveräner Selbstironie spielte. Denn in Wahrheit war Peter Zeindler die Liebenswürdigkeit in Person.

In Schaffhausen aufgewachsen, hatte er noch lebhaftere Kindheitserinnerungen an den Krieg, an die englischen und amerikanischen Flugzeuge, die über die Stadt flogen – bei einem irrtümlichen Bombenabwurf gab es Tote und Verletzte. Karriere machte Peter Zeindler in Zürich. Nach der Promotion in Germanistik bei Emil Staiger und dem Berufseinstieg als Gymnasiallehrer wurde er Journalist und Moderator beim Schweizer Radio und Fernsehen.

Seine eigentliche Berufung aber war das literarische Erzählen. Er war vielseitig begabt, schrieb Hörspiele, Theaterstücke, Drehbücher und Chansons. Bekannt machten ihn aber seine Agentenromane, die er Ende der 1980er Jahre zu verfassen begann. Mit ihnen wurde er zu einem erfolgreichen Krimiautor, der Beachtung und Anerkennung über die Schweiz hinaus fand: Viermal hat man ihn mit dem deutschen Krimipreis ausgezeichnet.

In der Tradition von Graham Greene und John le Carré schrieb Zeindler Spionage-romane, in denen psychologische Abgründe wichtiger sind als turbulente Action. Konrad Sembritzki, die Hauptfigur seiner Thriller, ist

kein strahlender Held, sondern ein vor Zweifeln und Selbstzweifeln nicht gefeierter Melancholiker – darin durchaus seinem Autor verwandt. Sembritzki ist ein ehemaliger Agent des deutschen Bundesnachrichtendienstes, der sich in die Schweiz zurückgezogen hat und als Antiquar in Bern lebt. Aber er wird immer wieder in Fälle hineingezogen, die ihn mit seiner Geheimdienst-Vergangenheit und ihren Verstrickungen konfrontieren.

Die Romane spielen nicht im luftleeren Raum, sie sind verortet im Kalten Krieg und in den Jahren der politischen Umbrüche danach. Zeindler hat immer aktuelles Zeitgeschehen verarbeitet – ehemalige Stasi-Mitarbeiter, Neonazis, Raubkunst, Geldwäscherei. Ins Moralisieren ist er dabei nie geraten, und billige Gesellschaftskritik war ihm fremd. Was an den Romanen besticht, ist ihre atmosphärische Stimmigkeit. Sie verdankt sich der journalistischen Recherche, die Zeindler auf vielen Reisen betrieb, in England ebenso gewissenhaft wie in der estnischen Hauptstadt Tallinn.

Vielen in Erinnerung bleiben wird der Schriftsteller auch als Literaturvermittler: Über neunzehn Jahre lang hat er geistreich und einfühlsam die Talkshow «Bernhard Littéraire» im Zürcher Bernhard-Theater moderiert und dabei einem treuen Publikum eine Vielzahl von bedeutenden Autoren nähergebracht.

Am 7. Mai ist Peter Zeindler in Zürich friedlich eingeschlafen. *Daniel Weber*

Ihren Geburtsort St. Louis verbindet man eher mit dem gleichnamigen Blues als mit Verdi und Wagner. Und obwohl in der Stadt am Mississippi kaum jemand «Lohengrin» oder «Aida» kannte (das Opera Theatre of Saint Louis eröffnete erst 1976), interessierte sich die junge Grace schon früh ausgerechnet für den grossen Bach: Da ihre Eltern und die älteren Brüder mit dem Kirchenchor den «Messias» einstudierten, verdonnerten sie die Jüngste zu geduldigem Zuhören auf harten Kirchenbänken. Doch statt sich zu langweilen, lernte das hochmusikalische Nesthäkchen gleich das ganze Oratorium auswendig. Nach einigen Küchenkonzerten im Familienkreis waren sich dann Benjamin Bumbry, ein Frachtführer bei der Bahn, und seine Frau Melzia sicher, dass die Tochter Sängerin werden würde – für junge Farbige in den fünfziger Jahren nicht gerade selbstverständlich. Doch Grace war gewitzt und unbeirrbar.

Bald studierte sie bei der legendären Lotte Lehmann, die sie schon früh nach Europa empfahl. Mit 23 Jahren schliesslich debütierte sie als Amneris in Paris, nicht ohne vorher knallhart verhandelt zu haben – ziemlich ungewöhnlich für eine Anfängerin. Aber Entschiedenheit prägte auch ihre Rollengestaltung, ihr Selbstbewusstsein war bis in ihr glutvolles Timbre hinein zu spüren. Am Theater Basel erarbeitete sie sich innerhalb von drei Jahren ein beeindruckendes Repertoire und sang nebenbei in Bayreuth vor. 1961 wurde sie auf dem Grünen Hügel als Venus im «Tannhäuser» gefeiert und beschimpft, doch die bösen Kommentare liessen sie kalt: «Ich kannte Rassismus ja aus Amerika, wieso sollte er mich in Deutschland irritieren!» Ihre Devise war zeitlebens: «My talent is superior.» Vor kurzem ist die Ausnahmesängerin in einem Wiener Krankenhaus gestorben. *Thomas Würdehoff*



Ausnahmesängerin: Bumbry.

Dollars und die Erdtemperatur

Wie sich die Klimapolitik gegen Fragen nach den Kosten abschirmt.



Es ist fast nicht zu glauben, mit welcher schmaler Informationsbasis sich Politiker und Verwaltungsleute zufriedengeben, wenn sie Geld milliardenweise in die Klimapolitik lenken. Die Debatten muten oft an wie eine Stroboskop-Show: Eigentlich liegt vieles im Dunklen, weil man die Zusammenhänge nicht kennt, aber dann kommen aus «der Wissenschaft» Blitze der Allwissenheit mit dem Anspruch, sie zeigten klar auf, was mit der Welt passiere und was zu tun sei: das Pariser Abkommen, die 1,5-Grad-Erwärmungsgrenze, netto null Emissionen 2050, das sind vorgestanzte Appelle, die keinen Platz lassen sollen für Zweifel!

Nach dem Blitz ist es dann aber wieder dunkel: Wie kommt man denn zu den Klimazielen? Keine Antwort. Was kostet es? Kein Thema, aber Nichtstun würde mehr kosten. Das Stroboskop macht einen ganz schwindlig.

Demonstriert wurde ein solches Gewitter kürzlich bei einer Anhörung zum geplanten amerikanischen Klima-Programm, die als Video auf Youtube zu verfolgen ist.

Senator John Kennedy (Louisiana, Republikaner) wollte vom stv. Staatssekretär David Turk aus dem Energieministerium wissen, wie lange es brauche, bis die USA bei den Treibhausgasemissionen «netto null» erreichen würden, wie viel dies kosten werde und welcher Effekt auf die Temperatur der Erde davon zu erwarten sei.

Blitz von Turk mit der Antwort: Bis 2050 müssten die USA CO₂-neutral sein, das sei die Ansicht der weltweit führenden Klimawissenschaftler, auf die auch er sich verlasse, und er finde dieses Ziel angemessen. Nur noch sieben- und zwanzig Jahre bis dahin.

Und die Kosten der Massnahmen? Dunkel, Turks ausweichende Antwort: Man konzentriere sich mehr auf die Kosten, die entstünden, wenn man nicht auf Kohlenstoff verzichte, das würde viele Billionen Dollar kosten.

Kennedy nochmals: die Kosten der Massnahmen? Turk blitzt: Jetzt nicht zu handeln, würde Billionen kosten. Wie viele? Dunkelphase: Er habe die Zahlen nicht gerade verfügbar, aber immerhin: Es sei jedenfalls billiger, jetzt zu handeln, als nicht zu handeln.

Wie viel billiger? Blitzende Antwort: Die Kosten des Nichthandelns hätten jedenfalls eine ganz andere Grössenordnung als die jetzt geplanten Massnahmen, kein Zweifel.

Die Kosten kennt man also nicht, man gibt aber vor, zu wissen, dass sie x-mal grösser wären als der Aufwand für die sogenannten Klimaschutzmassnahmen.

Und auf Kennedys Frage, wie es sich auf die Erdtemperatur auswirke, wenn die USA bis 2050 klimaneutral würden, bleibt die Antwort: Das sei ein globales Problem, alle müssten sich zusammenreissen, die USA machten dreizehn Prozent der Weltemissionen aus.

Nochmals: Was ist der Temperatureffekt? Blitz: Die Welt werde im Klimawandel nur die Kurve kriegen, wenn die USA vorangingen.

Das ganze Prozedere gilt nicht nur fürs grosse Amerika, das gleiche Spiel läuft im Kleinstmasstab für Deutschland, das nur 2 Prozent der Emissionen erzeugt, und sogar im Kleinstmasstab für die Schweiz (2 Promille).

Wie lautete das Blitzschlagargument von Umweltministerin Simonetta Sommaruga jeweils? Dass Nichthandeln viel teurer kommen

werde als Handeln – die Angabe von genaueren Zahlen blieb aus.

Warum sind solche Kampagnen erfolgreich, obwohl sie auf schmaler Grundlage stehen und viel Steuerzahlergeld auf dem Spiel steht? Gewichtige Interessengruppen profitieren davon. Gebäudetechniker, Energiebranche, Beratung und Forschung zählen auf Subventionen für die gute Sache. Wer Solarpanels oder Wärmepumpen einrichtet, erhält Zuschüsse. Spezialisierte Aktivisten erhalten öffentliche Aufmerksamkeit. Diese Koalition hilft, Rezepte «der Wissenschaft» gegen Zweifel zu verteidigen.

Zum Sinn von Subventionen

Wie gut oder schädlich sind denn Subventionen? Gerade eben hat das Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern (IWP) seinen ersten Subventionsreport vorgelegt. Die Autoren Lukas Blohm, Martin Mosler und IWP-Direktor Prof. Christoph Schaltegger haben 240 Subventionen von über einer Million Franken geprüft, und das Ergebnis lautet ganz grob: Bei Unterstützungen im Umfang von 9,1 Milliarden Franken ist eine eher wohlfahrtsfördernde Wirkung zu erwarten, bei gut 31 Milliarden Franken besteht das Risiko einer Wohlfahrtsminderung, bei 6,7 Milliarden Franken sogar überwiegend.

Mit Blick auf die Klimapolitik stellen die Autoren etwa die Frage nach dem Sinn von rund 1,7 Milliarden Franken für ein Gebäudeprogramm und zu Bundeszuschüssen für den Netzzuschlagsfonds, die vor dem Hintergrund des Emissions-Zertifikatehandels kaum klimapolitische Wirkung entfalten würden.

LEGENDEN

William Shatner



«Ich nehme an, ich hätte Rabbiner werden können»: Schauspieler Shatner.

«Der Weg des Lebens
ist nicht linear.
Es ist kein langer,
glänzender Boulevard.»

Seite 54

«Stehen Sie morgens
früher auf – es gibt
nichts, was Sie nicht
schaffen können.»

Seite 55

«Ich bin mit einer
gewissen Angeberei
aus dem Mutterleib
gekommen.»

Seite 55

Hollywoods Philosoph der Lebensfreude

William Shatner ist 92 Jahre alt, steht seit sieben Jahrzehnten vor der Kamera und denkt nicht ans Aufhören. Der Kult-Schauspieler, berühmt geworden als Captain Kirk in «Star Trek», hat sich zu einer Art Optimismus-Guru der Filmbranche entwickelt.

Harold von Kursk

Es gibt kaum einen Schauspieler, der so hart und so lange gearbeitet hat wie William Shatner. Der Mann ist eine Ikone, die der Öffentlichkeit für immer als Captain James T. Kirk aus der «Star Trek»-Fernsehserie der sechziger Jahre und den sieben nachfolgenden «Star Trek»-Filmen in Erinnerung bleiben wird. Heute, im Alter von 92 Jahren, ist der mehrfach ausgezeichnete Schauspieler, Produzent, Autor, Musiker, Reiter und Pferdezüchter aktiver denn je.

Allein in den letzten beiden Jahren veröffentlichte der gebürtige Kanadier seine Memoiren mit dem Titel «Boldly Go – Reflections on a Life of Awe and Wonder», sein elftes Musikalbum, «Bill», und führte weiterhin sein langjähriges Solo-Bühnenprogramm «Shatner's World» live im Kennedy Center in Washington, DC auf. Als brillanter Monologist erfreut Shatner das Publikum in seiner One-Man-Show mit Anekdoten, Lebenslektionen und seinen Ansichten zur Lage des Universums. Mit der grenzenlosen Energie, die zu seinem Markenzeichen geworden ist, fordert Shatner seine Fans auf, «das Leben bei der Gurgel zu packen» – ein Satz, der durchaus sein Mantra sein könnte.

Ältester Mensch im Weltall

Sein jüngstes Projekt heisst «You Can Call Me Bill», ein Dokumentarfilm über sein sieben Jahrzehnte andauerndes schauspielerisches Vermächtnis («Star Trek», «T.J. Hooker», «Boston Legal», letztere Serie brachte ihm zwei Emmy Awards als bester Schauspieler ein), sein Bühnenstück, seine Liebe zur Natur und seine Überlegungen zur Sterblichkeit. Unter der Regie des Genfers Alexandre O. Philippe feierte die Dokumentation am 16. März auf dem SXSW-Filmfestival in Austin, Texas, Premiere.

Shatner erschien als Hauptredner auf der Bühne und wurde mit stehenden Ovationen begrüsst. «Ich wollte einige meiner Gedanken aufzeichnen und einige der Weisheiten loswerden, die ich im Laufe der Jahre gesammelt habe», sagte Shatner. «Ich glaube auch, dass die Leute nicht wirklich wissen,

wer ich bin, weil sie nur flüchtige Eindrücke von mir in Interviews oder bei meinen Auftritten auf Tourneen gewinnen konnten. Ich wollte etwas hinterlassen, nachdem ich nicht mehr da bin, bevor ich nicht mehr da bin» (sic!), erklärte Shatner nach der Präsentation des Films.

Der Dokumentarfilm, den die Macher innerhalb von vier Tagen mit einem Crowdfunding in der Höhe von 750 000 Dollar finanzierten, wird demnächst voraussichtlich auch am Filmfestival in Cannes gezeigt, in der Hoffnung, einen internationalen Verleiher zu finden. Regisseur Philippe sagte über Shatner: «Er ist ein Mann, der buchstäblich alles getan hat und trotzdem weitermacht [...] Er ist in den Weltraum geflogen, er reitet jeden Tag auf seinem Pferd, er arbeitet permanent, er unternimmt ständig etwas, er ist so lebendig wie kein anderer Mensch, den Sie jemals treffen werden, ganz zu schweigen von jemandem in seinem Alter.»

Es ist höchste Zeit, das Leben von Shatner unter die Lupe zu nehmen. Er ist eine lebende Legende in den Herzen und Köpfen von Millionen von Fans auf der ganzen Welt und gehört zu den aussergewöhnlichen Künstlern, deren

Persönlichkeit die Arbeit in den Schatten stellt. Sein überlebensgrosser Status wurde 2021 deutlich, als der damals neunzigjährige Shatner der älteste Mensch war, der jemals ins All geflogen ist. Er trat sozusagen in die Fussstapfen des fik-

Wer sind wir, warum tun wir das alles – und wie legen wir unseren Kurs im gleichgültigen Universum fest?

tiven Captain Kirk, begab sich an Bord der Suborbitalrakete «Blue Origin» von Jeff Bezos und kehrte weinend und wütend zur Erde zurück.

Als engagierter Umweltschützer war Shatner verzweifelt über die scheinbare Gleichgültigkeit der Welt gegenüber den Folgen der globalen Erwärmung. «Ich weinte um die Erde, weil ich erkannte, dass sie stirbt», sagte er kurz nach seiner Reise. «Ich sah die Erde und ihre Schönheit und ihre Zerstörung... und ich weinte. Wir dummen, verdammten Tiere zerstören dieses wunderschöne Ding namens Erde. Macht euch das nicht wütend? Wollt ihr nicht etwas dagegen tun?»

Ein grosser Teil von William Shatners Anziehungskraft rührt von seinen philosophischen und anekdotischen Überlegungen zu grundlegenden existenziellen Fragen: Wer sind wir, und warum tun wir das alles – und wie legen wir unseren Kurs in einem kalten und gleichgültigen Universum fest?

Während eines Gesprächs, das ich mit Shatner anlässlich der Fan-Expo 2017 in Toronto führte, sagte er zu mir: «Der Weg des Lebens ist nicht linear. Es ist kein langer, glänzender Boulevard, der in einer geraden Linie verläuft. Es ist eine kurvenreiche Strasse auf dem Land, staubig, schmutzig, mit weichen Standspuren und hohen Böschungen. Man muss aufpassen, dass man nicht in den Graben fährt, und wenn man es doch tut, muss man wieder auf die Strasse zurückkehren und weiterfahren und nicht für Fremde anhalten oder Zeit mit Menschen oder Dingen verschwenden, die einen runterziehen.» Und: «Meine Ein-



Ultimativer Triumph: «Star Trek», 1966.



«Gefühl des Staunens»: William Shatner, 2016.

stellung oder Philosophie ist, dass man die Kurven, die das Leben einem zuwirft, so nehmen muss, als ob man so gerade wie möglich fahren würde. Man stellt sich auf den Kurvenradius ein, schneidet den Scheitelpunkt, fährt zielstrebig und hält seine Bahn so gerade wie möglich. Es ist sehr wichtig, zu lernen, wie man die Scheisse durchschneidet.»

Weisheiten und Lebenshilfe

Einer von Shatners charakteristischsten Zügen ist seine unendliche Lebensfreude. Er ist ein Mann, der keine Zeit zu verschwenden hat – oder Angst davor hat, aufzuhören –, und das ist der Grund für sein produktives Schaffen und ein Werk, das über 200 Film- und Fernseh-

serie-Rollen, 16 Bücher, 19 Schallplatten und 25 selbstproduzierte Fernsehserien umfasst. Er ist wohl einer der bekanntesten Schauspieler der Welt und wurde 2005 in einer Online-Umfrage von Kabel eins zum beliebtesten Fernseh-

«Ich hatte mich scheiden lassen und dachte: «Es ist alles vorbei!» Aber ich schaffte es, aus dem Bett zu kommen.»

star Deutschlands gewählt. Nachdem er eine Art Rekord für künstlerische Produktivität aufgestellt hatte, sah sich Shatner gezwungen, seine gesammelten praktischen Weisheiten mit der Öffentlichkeit zu teilen. Sein 2011 erschienenes

Buch «Shatner Rules: Your Guide to Understanding the Shatniverse and the World at Large» ist ein Selbsthilfswerk, das als Fibel dazu dient, wie man im Leben vorankommt, indem man aktiver und engagierter ist.

«Stehen Sie morgens früher auf – es gibt nichts, was Sie nicht schaffen können, wenn Sie auf zwei Beinen stehen», ermahnt uns Shatner. «Im Liegen erreichen Sie bloss einen REM-Schlaf und malen sich Ihr Traumleben aus. Sie müssen nicht so viel schlafen. Wachen Sie auf, machen Sie sich an die Arbeit, konzentrieren Sie sich auf Ihre Ziele, und setzen Sie sie in die Tat um. Es geht nur darum, sich selbst zu Grösserem zu verpflichten und einen ständigen Krieg gegen die Zweifel und Ängste zu führen, die uns herunterziehen.»

Naturgewalt auf der Bühne

Vieles deutet darauf hin, dass die grösste Rolle in der Karriere von William Shatner die des William Shatner ist. Er gibt freimütig zu, dass er der geborene Showman ist, und ist sich bewusst, dass die Grenze zwischen seinem natürlichen Ich und seiner öffentlichen Rolle verschwommen ist. Nachdem er achtzig Jahre alt geworden war, beschloss Shatner, dass es für ihn an der Zeit war, eine neue performative Version von sich selbst zu entwickeln, und konzipierte «Shatner's World», sein autobiografisches Einmannstück, das 2011 Premiere hatte.

«Ich fühlte mich ein wenig unsicher, was ich mit meinem Leben anfangen wollte», sagte Shatner damals. «Dann erinnerte ich mich daran, wie ich mit vierzig drei Tage im Bett verbrachte und mich selbst bemitleidete. Ich war deprimiert, meine Fernsehserie war abgesetzt worden, ich hatte mich scheiden lassen, und ich dachte: «Es ist alles vorbei!» Aber ich schaffte es, aus dem Bett zu kommen, mich aus dieser Falle zu befreien, und seitdem habe ich nicht mehr aufgehört.»

Shatners Bühnenpersönlichkeit lässt sein energiegeladenes, rastloses Ich mit seiner stark mediatisierten, stilisierten öffentlichen Seite verschmelzen. Die beiden Identitäten kann man fast nicht unterscheiden. In gewisser Weise ist dies der ultimative Triumph des Schauspielers: die Auflösung der Barriere zwischen dem Darsteller und seiner Dramatis Personae. «Ich bin mit einer gewissen Angeberei aus dem Mutterleib gekommen», erklärt Shatner. «Ich will euch zeigen, was ich kann, und ich will euch zeigen, was ihr könnt. Ich liebe es, mich für viele Dinge im Leben begeistern zu können und mit meiner Leidenschaft die Menschen zu erreichen.» Shatner füllte mit seinem Stück Arenen in mehr als fünfzig amerikanischen Städten, einschliesslich Broadway und Las Vegas, und führte es in seiner Heimat Kanada sowie in Australien und Neuseeland auf.

Wenn man Shatner über die Bühne gehen sieht, ist man von seiner spürbaren Naturgewalt fasziniert. Wenn er zum Publikum



Liebe zur Natur: Shatner, 1990.



Ein Mann, der keine Zeit zu verschwenden hat: mit Candice Bergen, James Spader in «Boston Legal».

spricht, nimmt er die Aura eines Selbsthilfegurus an, eines Predigers, der die Bibel zitiert, oder, was noch passender ist, eines Rabbiners. Er ist Jude und stammt von osteuropäischen Rabbinern ab, deren Wurzeln bis in die österreichisch-ungarische Monarchie zurückreichen. «Ich nehme an, ich hätte Rabbiner werden können, doch ich bin eher praktisch als religiös. Aber ich hätte eine Menge Anhänger haben können», sagte Shatner lachend im März am SXSW-Festival in Texas. «Ich liebe es, allein auf der Bühne zu stehen, weil es sehr wichtig ist, einen Diskurs mit den Fans führen zu können. Ich möchte nicht nur meine Gedanken mit ihnen teilen, sondern auch ein Verständnis dafür erhalten, was von mir, meiner Arbeit oder meinen Ansichten bei ihnen ankommt.»

«Schlechtester Student aller Zeiten»

Shatner entwickelte zunächst eine Vorliebe für Live-Auftritte auf den jährlichen «Star Trek»-Conventions, die Tausende von Fans anzogen, die als «Trekkies» bekannt wurden. Die Zuneigung, die er bei diesen Veranstaltungen von den Zuhörern erfuhr, ging ihm nicht verloren und inspirierte ihn zu seinem Soloprogramm, in dem er über seine Karriere berichtete und eine Kostprobe seiner gesammelten Weisheiten gab. «Die One-Man-Show ist so etwas wie die oberste Messlatte, über die man springen kann. Es gibt nur mich auf der Bühne. Es gibt keine tanzenden Mädchen, nichts, was die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, ausser dir als Schauspieler. Es gibt nichts, was die Befriedigung, die ich bei diesen Auftritten empfinde, übertreffen könnte», sagte Shatner zu mir, als ich ihn in Toronto traf. Wie erklärt er

sich die Zuneigung, die das Publikum für ihn empfindet?

«Ich weiss es nicht. Ich habe einen gewissen Charme an mir. Ich denke einfach darüber nach, was Spass macht und was sinnvoll ist. Wenn ich auf der Bühne stehe und zu einem Publikum spreche, frage ich mich: Wie kann ich so viel Saft wie möglich aus diesen Momenten herausholen und dabei trotzdem echt sein?»

Das Bühnenstück habe ihm auch die Art von unmittelbarer Anerkennung durch seine Fans gebracht, die ihn von einer seiner hartnäckigsten Ängste im Leben befreit – der Angst vor der Einsamkeit. Das ist wohl die dunkelste Seite seiner Persönlichkeit und erklärt zum Teil seinen Wunsch, in seinen Shows auf das Publikum zuzugehen, wo er sich oft stundenlang mit Zuschauern unterhält. Bezeichnenderweise veröffentlichte Shatner 2021 ein Musikalbum mit dem Titel «Bill», das er «autobiografisch» nennt. Eine der bewegendsten von Shatner gesungenen Melodien ist «Loneliness», geschrieben von John Lurie.

«Einsamkeit ist für den Menschen endemisch. Wir sind im Grunde alle allein. Menschen, die religiös sind, sagen: «Nun, es gibt Gott. Und Gott ist bei dir und ist die Vaterfigur.» Ich glaube nicht daran, obwohl ich diejenigen beneide, die daran glauben [...] Ich glaube, wir sterben, unser Körper wird verzehrt, und wir gehen ins Universum ein. Der Gedanke an den Tag unseres Todes macht Angst. Da kommt das Geheimnis der Einsamkeit ins Spiel. Das Mysterium – was wird passieren? Das ist beängstigend», sagte er zu mir.

Seine unbändige Lebenskraft nahm zunächst in Montreal Gestalt an, wo er in eine Mittel-

klassefamilie hineingeboren wurde und sein Vater, ein Buchhalter, wollte, dass er in seine Fusstapfen tritt. Als Junge wurde Shatner oft gehänselt. «Ich hatte französische Freunde und englische Freunde in dem Viertel, in dem wir wohnten. Es war eine gute Zeit, bis zu einem gewissen Grad. In die Schule zu gehen, war hart, weil einige der Kinder versuchten, mich zu verprügeln. Ich glaube, das hat mich geprägt», sagte er.

Seine guten Schulnoten verhalfen ihm zu einem Studienplatz an der renommierten McGill-Universität. «Ich habe Wirtschaftswissenschaften studiert, aber ich bin nie in die

««Die One-Man-Show ist so etwas wie die oberste Messlatte, über die man springen kann.»»

Vorlesungen gegangen. Ich war der schlechteste Student aller Zeiten. Ich war viel mehr daran interessiert, Theater zu spielen, bei Radio-sendungen mitzuwirken und tiefer in die Schauspielerei einzusteigen.» Er spielte in Montreal Amateurtheater und studierte später drei Jahre am Canadian Repertory Theatre in Ottawa, bevor er in die Stratford Shakespeare Company aufgenommen wurde, wo er seine eigentliche Schauspielerausbildung erhalten habe.

Eines der bemerkenswertesten Dinge an William Shatner ist, dass sich die Schauspielerei wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben zieht: «Ich habe nie etwas anderes gemacht. Ich habe noch nie ein Taxi gefahren, ich habe noch nie gekellnert. Ich habe noch nie einen Scheck von der Arbeitslosenversicherung bekommen. Ich habe

immer nur versucht, etwas zu tun, das einen unterhält», sagte er 2017. Der gutaussehende und talentierte Shatner folgte seinem Freund und Montrealer Kollegen Christopher Plummer – der später selbst eine sehr erfolgreiche Filmkarriere machen sollte – nach Stratford, wo er für ihn einsprang. Wie es das Schicksal wollte, gab Shatner 1957 sein Stratford-Debüt als Ersatz für Plummer in einer Inszenierung von «Henry V», nachdem Plummer an einer Grippe erkrankt war. Später zog Shatner nach New York und dann, in den frühen sechziger Jahren, nach Los Angeles. 1966 erhielt er die Rolle des Captain James T. Kirk in der legendären «Star Trek»-Fernsehserie. Sie lief nur drei Staffeln lang, lieferte aber die Basis seiner grossen Fangemeinde.

Zeitreisen, fremde Kulturen

Die Rolle des Captain Kirk sollte ein entscheidender Punkt in seiner Karriere werden, die er später in den ersten sieben «Star Trek»-Filmen, vor allem in «Der Zorn des Khan» mit Ricardo Montalban, zwischen 1979 und 1997 wiederaufleben liess. «Nichts im Fernsehen ist jemals so gefeiert worden wie «Star Trek», sagte Shatner. «Der Hauptgrund dafür ist, dass die Serie versuchte, das Unerklärliche zu erklären,

von Zeitreisen über fremde Kulturen bis hin zu Ufos. Sie hat unsere Vorstellungskraft und unsere allgemeine Verbindung zum Universum und zu all den Dingen, die unverstänlich erscheinen, angeregt.»

Was Captain Kirk betrifft, so hat Shatner immer noch eine tiefe Verbundenheit mit der Figur: «Es gibt eine ernste und eine spielerische Seite an Kirk, die sehr zu dem gehört, was ich bin, und ich würde gerne glauben, dass dies die Elemente sind, die beim Publikum Anklang gefunden haben [...] Es gibt einen Geist, den wir teilen, ein Gefühl des Staunens über das, was draussen ist, und über die tiefere Bedeutung der Dinge», erklärte er mir.

Die ergreifendsten Momente seines neuen Dokumentarfilms «You Can Call Me Bill» sind jene, in denen Shatner über seine Sterblichkeit nachdenkt. Obwohl er sich trotzig weigert, der Nostalgie oder dem Bedauern nachzugeben – Emotionen, die er als unproduktiv betrachtet –, erkennt er das unvermeidliche Ende seiner Reise auf der Erde an.

«Ich bin mir bewusst, dass meine Zeit abläuft, und das belastet mich», reflektiert er. «Aber ich geniesse das, was ich tue, so sehr, dass mir der Gedanke an den Ruhestand nicht in den Sinn kommt. Das ist einer der Gründe,



warum ich so viel geschrieben habe, durch so viele Städte getourt bin und jetzt diese Dokumentation mache [...] Ich habe im Laufe der Jahre viel gelernt und möchte etwas von der Freude und der Weisheit, die ich gewonnen habe, mit den Menschen teilen können. Ich möchte immer noch in der Lage sein, mit meiner Arbeit ein Publikum zu erreichen, und ich hoffe, dass ich die Menschen inspirieren oder vielleicht sogar aufklären kann. Diese Art von Erfahrung und Verbindung ist ein Teil dessen, was mich antreibt», sagt Shatner im Film.



Auf alles 20% Rabatt!
Freitag 19. Mai 2023
Samstag 20. Mai 2023



Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

SINCE
2006



**Wir freuen uns auf
Ihren Besuch!**



Bettenfachgeschäft Schlafwohl:

Zürich | Bern | Basel | Luzern | St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Melligen | Rüslikon
anfrage@schlafwohl.ch, Tel. 044 700 01 09, schlafwohl.ch



DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch



LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Jerry Cotton
hatte Stil mit seinem
roten Jaguar
E-Type.»
Martin Meyer,
Seite 60



Wasser, Feuer, Erde, Luft.

Claude Monet, Das Haus des Gärtners in Antibes, 1888 – Die Veränderung der Welt in der Zeit der Herrschaft des Menschen über sie kann nur gelingen wenn der Mensch sich verändert, aber er tut sich schwer damit. Die Umtriebe des Daseins in unseren Tagen sind nicht unerheblich, der Mensch ist ein gehetztes Wesen geworden, und in der Hast neigt er dazu, den Überblick ganz aus den Augen zu verlieren, sich zu verzetteln in all jenen Dingen, von denen er glaubt, dass sie von Wichtigkeit wären. Obwohl er sich, es ist paradox, so gerne befreien würde von den Diktaten seiner Existenz, die er zusehends als sinnentferntes Funktionieren wahrnimmt.

Das, was er mag, tut er zu wenig, und das, was ihm nicht guttut, viel zu viel, könnte man sagen. Es mangelt ihm nicht nur an der Fähigkeit, der Existenz auch etwas Schwereloses abzugewinnen zu können, vielmehr fühlt er sich unnützlich und von irritierender Scham, wenn er sich Zeit zu eigen macht und in einen Seinsmodus der Unproduktivität wechselt. Er brauchte nicht mehr Ferien oder weniger Arbeitsstunden, er brauchte Losgelöstheit und die Rückeroberung der Seele und des Denkens als treibende Dinge auf den Flüssen und Zuflüssen der Erkenntnisse.

Ein gelegentlicher Rückzug würde ihm helfen in Welten, deren Wurzelwerk ein noch einiger-

massen schöpfungsbelassenes ist, eine Gartenhütte, ein Cottage, weit weg genug von den Funkantennen der Gesellschaft, ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, Wasser, Feuer, Erde und Luft, eingebettet in die vom Licht beschienenen Farben der Welt und in ihre Schatten auch. Ein kleines Dach über dem Kopf, wie es Claude Monet (1840–1926) gemalt hat, am schönen Ende der Welt, wo die Ruhe ihrer Vollendung entgegenstrebt und die Zeit sich auflöst. Mit nichts als sich selbst wäre er da, so lange, bis er sich selbst genug wäre und zum Gärtner seiner eigenen Landschaften würde.

Michael Bahnerth

«Ich kann jederzeit jemanden ermorden lassen»

Martin Meyer, gefeierter Autor gelehrter Bücher, ist so etwas wie Zürichs Superintellektueller. Jetzt, nach einer grossen Karriere im Feuilleton der NZZ, schreibt er, tatsächlich, Krimis.

Kurt W. Zimmermann

Fabio Lanz: Das Fallbeil. Sarah Contis zweiter Fall. Kein & Aber. 368 S., Fr. 29.90

Weltwoche: Herr Meyer, Sie haben Bücher über Ernst Jünger und Albert Camus geschrieben. Jetzt schreiben Sie Krimis. Was war schwieriger?

Martin Meyer: Bei Jünger und Camus musste ich deutlich mehr Vorarbeit leisten, weil viel Material aufgearbeitet werden musste. Stilistisch war es weniger anspruchsvoll, weil ich mehr oder weniger meinen Zeitungsstil beibehalten konnte. Als ich in die Belletristik wechselte, war mir klar, dass nun ein anderes Idiom gefragt war.

Weltwoche: Mit der trockenen NZZ-Tonalität ist da nicht mehr viel auszurichten.

Meyer: Unterschätzen Sie den Unterhaltungswert der NZZ nicht. Aber klar, es war Neuland für mich. Dein Ton muss nun leichter und zugänglicher sein, du musst Figuren zeichnen, die auch psychologisch einigermassen stimmig sind.

Weltwoche: Ich glaube, Sachbücher sind einfacher für Journalisten. Denn Journalisten haben in der Regel wenig Fantasie, zu wenig jedenfalls, um einen flotten Plot zu konstruieren.

Meyer: Na gut, da will ich nicht heftig widersprechen. Wie fällt einem ein Plot ein? Begonnen hat die Geschichte mit Donna Leon, die eine gute Freundin von meiner Frau und mir ist. Sie sagte uns immer mal wieder: «Writing a detective story keeps you young.» Ich habe dann gefragt, wie sie diese Story angehe. «Ich beginne einfach zu schreiben», sagte sie, «und die Geschichte entwickelt sich dann nach dem ersten Satz schon irgendwie.» Ich dachte, das tönt ja verlockend.

Weltwoche: Und dann haben Sie sich hingesetzt und den ersten Satz formuliert.

Meyer: Ich brauchte noch einen zusätzlichen Anstoss. Der Verleger Peter Haag von Kein & Aber sagte zu mir: «Schreib mal einen Krimi. Es gibt noch keine Zürich-Krimis.» Da habe ich es probiert, und es war genauso, wie Donna Leon angekündigt hatte. Die Fantasie kam erst mit dem Schreiben. Und im Vergleich zwischen Sachbüchern und Belletristik überwiegt in der Belletristik der Spass. So kann ich zum Beispiel jederzeit jeden ermorden lassen – oder auch nicht.

Weltwoche: Auf Ihren neusten Plot muss man allerdings erst kommen. Ein nordkoreanischer Künstler stellt im Zürcher Kunsthaus eine Guillotine aus, mit der dann eine Kunstkritikerin geköpft wird. Eine Schnapsidee, richtig?

Meyer: Ein guter Schnaps schmeckt besser als ein Glas Wasser, stimmt's? Wenn ich sage, dass vieles erst beim Schreiben entsteht, gibt es dazu eine Ausnahme: Der Mord ist von Anfang an klar. Es muss ein prägnanter Mord sein, an den man sich erinnert, also der Mord mit der Guillotine oder in meinem Krimi zuvor der Mord mit dem herausgerissenen Herzen.

Weltwoche: Bloss ein Schuss aus dem Hinterhalt in den Rücken ist nicht Ihre Sache.

Meyer: Nein, wir sind ja keine Betschwestern. Beim dritten Buch, an dem ich nun dran bin, wird es wieder ein spektakulärer Mord, wieder ziemlich brutal. Der Arbeitstitel lautet «Ikarus».

Weltwoche: Ein Blick zurück. Sie als kunstsinziger und intellektueller Feuilletonchef der NZZ, haben Sie sich damals mit der niederen Kriminalliteratur überhaupt beschäftigt?

Meyer: Passen Sie auf. Ich habe in der Beilage «Literatur und Kunst», dem höchsten der Gefühle bei der NZZ, einen ganzseitigen Beitrag veröffentlicht, Titel: «Die Kunst des Kriminalromans». Das war 1976. Sie sehen also, ich habe historische Meriten. Der damalige Chefredaktor

«Stil ist sehr wichtig, darum ist meine Kommissarin Sarah Conti eine kultivierte, elegante Frau.»

Fred Luchsinger war begeistert, weil Meyer mal nicht über Hegel oder Habermas schrieb, sondern über Literatur, die auch er mochte.

Weltwoche: Und wie war die Resonanz Ihres geistigen Schaffens? Es wird ja kaum jemand auf Sie zugekommen sein und gesagt haben: «Ihr Buch über Ernst Jünger ist der totale Hammer. Ich konnte es nicht mehr aus der Hand legen.»

Meyer: Ha, da täuschen Sie sich! Nach einer Lesung in Graz kam einer mit meinem Jünger-Buch daher, sagte, wie gut er das finde, immer noch das Beste über Jünger, was ich auch fand,

und bat mich um ein Autogramm. Ein Autogramm! Als ob ich Johannes Mario Simmel wäre. Oder Juli Zeh. Sie sehen, der Erfolg war kolossal.

Weltwoche: Wir haben die Frage natürlich recherchiert. Ihr Jünger-Buch steht bei Amazon auf der Liste der meistverkauften Bücher auf Platz 2 068 715. Ihr neuester Krimi war auf Platz 173.

Meyer: Und was folgern Sie daraus?

Weltwoche: In Ihren Jünger-Büchern gab es zu wenig Morde.

Meyer: Haha. Wenn es so einfach wäre! Aber Sie haben schon recht. Die Resonanz auf meine Krimis ist im Vergleich zu früher viel spontaner, die Leser freuen sich viel mehr, sie klopfen mir fröhlich auf die Schulter, weil der alte Meyer jetzt plötzlich junge Krimis schreibt. Und ich erhalte massenweise gute Tipps für schlechte Plots.

Weltwoche: Dagegen wird bedauerlicherweise weniger geschossen als bei Jerry Cotton.

Meyer: Nichts gegen Jerry Cotton. Seine Krimis sind mit einer Gesamtauflage von über 900 Millionen die weitaus erfolgreichste Serie des Genres. Und Jerry Cotton hatte Stil mit seinem roten Jaguar E-Type. Was ich nicht wollte, war der Typus dieser Schimanski-Krimis, in denen der Kommissar in ausgebeulter Freizeitkleidung über Müllhalden und durch dröhnende Kneipen stolpert. Stil ist sehr wichtig, darum ist meine Kommissarin Sarah Conti eine kultivierte, elegante und hoffentlich attraktive Frau.

Weltwoche: Welche Krimis haben Sie privat gelesen?

Meyer: Als Halbwüchsiger vieles von Agatha Christie. Bei ihr ging es häufig heftig zu. Dabei sah sie auf den Fotos stets unschuldig und vornehm aus. Sie war eine Lady. Stilistisch allerdings war sie etwas überschaubar, im Unterschied zu Dorothy Sayers oder Raymond Chandler. Sie hatte immer hervorragende Plots, blieb aber stilistisch fade. Dann las ich Georges Simenon – mit seinem Kommissar Maigret –, den ich bis heute bewundere und den ich in seiner kleinen Wohnung in Lausanne noch besuchen durfte. Ein grosser Pfeifenraucher, ein grosser Schriftsteller.

Weltwoche: Nun sind Ihre Kriminalromane ja sehr Zürich-lastig. Vermutlich die typische Selbstüberschätzung der Eingeborenen von hier.



«Wir sind ja keine Betschwestern»: Schriftsteller Meyer in seiner Wohnung in Zürich.

Meyer: Vermutlich. Das haben die Zürcher so an sich, deshalb sind wir weltweit so beliebt. Ich könnte meine Romane auch in Hanoi spielen lassen. Mit Google Earth könnte man das heute authentisch hinbekommen. Aber ich finde, es kocht sich einfach besser, wenn man sich in der Küche auskennt. Das gilt auch für die Personen, die auftreten. Es sind nicht Zürcher, die es 1:1 so gibt, aber Versatzstücke aus meinem Bekanntenkreis. Freundliche oder weniger freundliche Avatare. Manche sind auch vollkommen frei erfunden.

Weltwoche: Nun sind Sie in Zürich ja so ein Superintellektueller, lange Leiter des NZZ-Feuilletons, heute Chef des publizistischen Beirats der NZZ, dazu Präsident des Instituts für Auslandsforschung, was immer das sein mag. Vermutlich wollten Sie dieser Stadt einfach mal zeigen, dass Sie auch eine proletarische Facette haben.

Meyer: Sie haben recht. Es ist durchaus eine Befreiungsaktion, weg von diesen hochintellektuellen Anmerkungsbüchern, wie ich das nenne,

hin zu Seele und Volk. Aber es ist viel schwieriger, einen Kriminalroman zu schreiben, als man denkt, weil der Plot und der Rhythmus exakt stimmen müssen. Und was das Institut für Auslandsforschung betrifft: Es ist ehrwürdig, nämlich gegründet 1943, und seit langem wieder stark am Wind. Neulich luden wir Marie-Agnes Strack-Zimmermann an die Uni ein. Sie hatte, keine Überraschung, einen grandiosen Auftritt.

Weltwoche: Rhythmisch ist auch Ihr Pseudonym. Fabio, Nachname Lanz.

Meyer: Ich habe den Autorennamen mit Peter Haag und meiner Lektorin Sara Schindler länger diskutiert. Meyer? Zu gewöhnlich, wenn auch sehr wenig verbreitet. Fabio Meyer? Tönt nach einem Fussballspieler. Die Lösung kam bei einer Flasche Brunello di Montalcino von Philipp Schwander: Fabio Lanz. Tönt doch gut, oder?

Weltwoche: Als Martin Meyer sind Sie Präsident des publizistischen Beirats der NZZ. Was beiraten Sie da genau?

Meyer: Der Beirat steht dem Präsidenten der NZZ in publizistischen Fragen zur Seite. Neuerdings ist es eine Präsidentin, Isabelle Welton.

Weltwoche: Wo haben Sie in diesem Gremium zum Beispiel Kritik an der NZZ geübt?

Meyer: Ich verstehe, dass Sie das interessiert. Mein sogenanntes Problem in dieser Rolle ist jedoch eher, dass ich die NZZ gut und immer besser finde. Ich war über vierzig Jahre bei der NZZ, davon fast 25 Jahre als Feuilletonchef. Ich will nicht der Versuchung erliegen, die früheren Zeiten zu verklären.

Weltwoche: Wie finden Sie das heutige NZZ-Feuilleton?

Meyer: Vielseitig. Vif. Es ist denselben Weg wie die meisten anspruchsvollen Feuilletons gegangen. Als ich begonnen habe, haben wir noch

«Das schlechte Gewissen ist die Leitwährung in der Zentralbank von Schuld und Sühne.»

primär Kulturberichterstattung gemacht. Ich habe dann realisiert, dass wir auch ein politisches Feuilleton machen müssen, und wir haben dann immer mehr auch auf gesellschaftspolitische Themen fokussiert. Diese Tendenz hält an.

Weltwoche: Dafür wurde die klassische Musik- oder Theaterkritik heruntergefahren. Gehen Sie noch ins Schauspielhaus?

Meyer: Warum? Das ist vorbei. Mein Blutdruck ist meiner Frau wichtig, was ich übrigens teile. Das grosse Theater, von Schiller bis Dürrenmatt, ist nur noch Anlass zur ständigen Suche nach «Identität». Wer bin ich? Wo gehöre ich hin? Das Ganze wird dann noch stark moralisierend aufgeladen. Da gehören wir Schweizer – neben den Deutschen – zu den Weltmeistern. Das schlechte Gewissen ist die Leitwährung in der Zentralbank von Schuld und Sühne.

Weltwoche: Und gehen Sie noch in die Tonhalle?

Meyer: Das schon. Die klassische Musik hat sich ja unglaublich perfektioniert. Praktisch jeder Pianist in der Tonhalle spielt heute nahezu fehlerfrei. Dafür fehlt die Aura der grossen Namen von einst. Über Alfred Brendel habe ich – mit ihm zusammen – ein Buch mit Gesprächen geschrieben. Pianisten wie Brendel, Swjatoslaw Richter, Vladimir Horowitz, György Cziffra, Arturo Michelangeli, bei denen man vor Aufregung den Atem anhielt, sind selten geworden.

Weltwoche: Was ist heute das Highlight im Schweizer Kulturleben?

Meyer: Zuvorderst steht für mich das Kunsthaus in Zürich. Mit den zusätzlichen Sammlungen ist höchstes europäisches Niveau erreicht. Jetzt muss man das richtig inszenieren.

Weltwoche: Ja, und dann wurde das Kunsthaus zusätzlich durch einen Krimi veredelt.

Meyer: Veredelt? Das haben Sie schön formuliert.

Sittenbild mit Dame

Alex Baur

Roger Schawinski: «Anuschka und Finn. Die Geschichte eines Medien-Skandals», Verlag Radio 1, 171 Seiten. Fr. 21.90.

Wollte Anuschka Roshani den Job ihres Chefs? War es die Rache einer Vershmähten? Schwang sich eine schlecht gealterte Journalistin, nach Aufmerksamkeit buhlend, einfach schamlos auf eine Modewelle, als sie im Februar in einem Gastbeitrag beim deutschen *Spiegel* unter dem Titel «Ich auch» über vier Seiten eine Anklage (Sexismus, Mobbing, Diskriminierung) gegen ihren langjährigen Vorgesetzten ausbreitete, die an Schärfe kaum zu übertreffen war? Oder war Roshani etwa doch das Opfer von Übergriffen, die sich naturgemäss schlecht beweisen lassen?

Tatsache ist: Roshani hatte sich am 19. September 2020 schriftlich um die Stelle als Chefredaktorin beim *Magazin des Tages-Anzeigers* beworben, und zwar erfolglos, wie Roger Schawinski in seinem Buch über den Zürcher «Medien-Skandal» offenlegt. Und nein: Bei einer genaueren Analyse fällt die *Spiegel*-Anklage in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Die meisten Vorwürfe dürften böswillig konstruiert oder schlicht erfunden sein. Die fürstlich bezahlte Deutsche, die in einem flauen Jahr gerade mal zwei grosse Geschichten ablieferte, genoss eine privilegierte Stellung beim *Magazin*.

In Rekordzeit

Anders als bei den meisten MeToo-Fällen ist dieser apodiktische Schluss zulässig. Die Vorwürfe wurden nämlich bereits von einer unverdächtigen Instanz akribisch untersucht, der auf solche Fälle spezialisierten Anwaltskanzlei Rudin Cantieni. Warum Anuschka Roshani die *Spiegel*-Attacke trotzdem lancierte, bleibt ein Rätsel. Wähte sie sich unverletz-

Im Buch steckt etwas Grundsätzliches, das weit über das Szenengeschwätz hinausreicht.

lich? Nüchtern betrachtet, musste sie nicht damit rechnen, dass der streng vertrauliche Bericht publik wurde. Der *Tages-Anzeiger*, der bekanntlich auf der MeToo-Welle mitgeritten war, hätte die Geschichte am liebsten unter den Teppich gekehrt.

Roshani musste auch nicht damit rechnen, dass ein Schawinski, dem linksliberalen Mainstream nicht abgeneigt, den Fall gleich in einem Buch aufarbeiten würde. Er tat dies in einer Rekordzeit von wenigen Wochen, mit



Lektüre mit pikanten Häppchen und einigen Déjà-vus.

der ihm eigenen Schärfe. Und er leistete ganze Arbeit. Punkt um Punkt widerlegt er Roshanis Anwürfe gegen ihren langjährigen Chef und Kollegen Finn Canonica. Darüber hinaus sezierte Schawinski das linksurbane Biotop, das den ganzen Zauber erst ermöglichte, mit seinen bisweilen inzestuös anmutenden Verstrickungen.

Schawinski plaudert gleichsam aus dem Nähkästchen, vieles ist anekdotisch. Für Insider ist es eine vergnügliche Lektüre mit pikanten Häppchen und einigen Déjà-vus. Man kann sich natürlich fragen, wie relevant und interessant dieser Stoff für eine breite Leserschaft ist. Wir Journalisten neigen bekanntlich zur Selbstüberschätzung. Dem Überbringer der Nachricht, der sich selbst zur Nachricht macht, haftet stets etwas Peinliches an. Doch in «Anuschka und Finn» steckt etwas Grundsätzliches, das weit über das Szenengeschwätz hinausreicht.

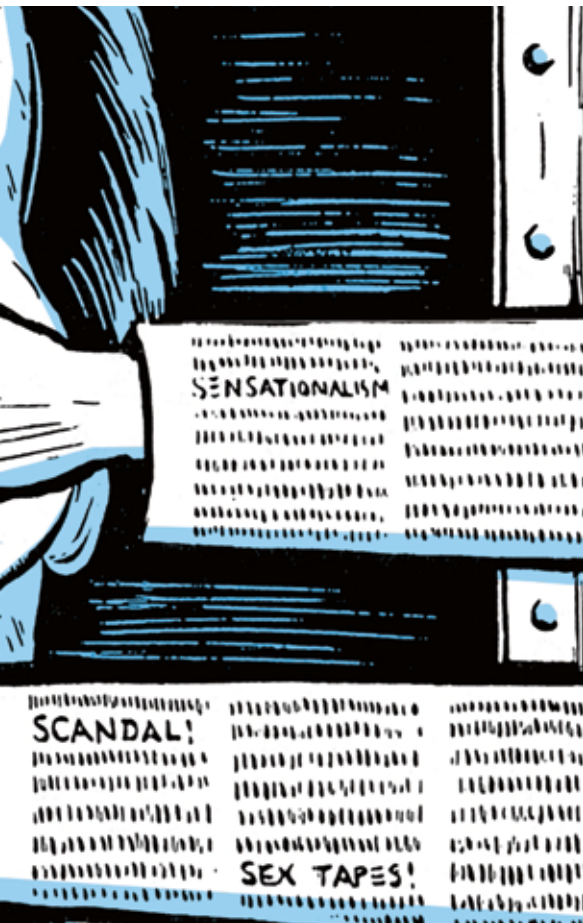
Wie ist es nur möglich, dass der einst angesehene *Spiegel* sich erneut – die Erinnerungen an das Relotius-Debakel und den Mockridge-Skandal sind noch frisch – einen derartigen Absturz leistet? Wie kommt es, dass just jene Moralapostel, die am lautesten Transparenz und Redlichkeit einfordern, sich in eigener Sache frivol über ebendiese Prinzipien hinwegsetzen? Persönliche Beziehungen

und gegenseitige Abhängigkeiten, so scheint es, sind in diesem Biotop wichtiger als Leistung.

Immer schriller

Im Kern zeichnet Schawinski das erschütternde Sittengemälde einer Branche, die in den letzten zwei Jahrzehnten eine eigentliche Revolution erfahren hat. Der klassische Print-Bereich (wozu übrigens auch der Buchdruck gehört), einst das Mass aller Dinge, hat dramatisch an Bedeutung und Reichweite verloren. Längst haben neue Formen der digitalen Kommunikation den Lead übernommen. Eine ganze Generation von Journalisten und Autoren, die in den goldenen 1990er Jahren selbstgefällig und träge geworden war, kämpft verzweifelt und mit immer schrilleren Tönen gegen ihre Bedeutungslosigkeit, um ihr nacktes Überleben.

Roger Schawinski war ein Leben lang Teil dieses Biotops. Aber er war auch stets ein Aussenseiter, ein Pirat eben mit einem genuine Sinn für Gerechtigkeit, der die Dinge beim Namen nennt und sich im Zweifelsfall gegen das Establishment stellt. Natürlich fand er keinen Verlag. Keiner wollte sein Buch drucken. Zu heikel. Also brachte er es im Eigenverlag heraus. Allein dafür verdient er einen Orden. Und schreiben kann er ja auch.



Der Westen in der Falle Mohammeds

Pierre Heumann

Hamed Abdel-Samad: Islam. Eine kritische Geschichte. DTV. 320 S., Fr. 37.90

Wenn Hamed Abdel-Samad Vorträge hält, braucht er Personenschutz. Bedroht wird der Bestsellerautor vor allem von jungen muslimischen Männern zwischen 19 und 25 Jahren, denen seine kritische Sicht auf den Islam nicht gefällt. Schonungslos zeigt der Sohn eines ägyptischen Imams und früheres Mitglied bei den Muslimbrüdern die Probleme seiner Herkunftsreligion auf.

In seinem jüngsten Buch nimmt Abdel-Samad den Leser mit auf eine Reise durch die Geschichte des Islam. Er schildert, dass in der muslimischen Welt trotz vieler aufklärerischer Gedanken keine Bewegung Bestand hatte, die mit der europäischen Dynamik vergleichbar gewesen wäre. Gefehlt habe im arabischen Raum ein Bürgertum, das diese Gedanken unabhängig vom Willen der Herrscher hätte annehmen und realisieren können. Trotz vieler aufklärerischer Gedanken von brillanten Philosophen konnte deshalb keine Bewegung wie

die europäische Aufklärung entstehen. Dass eine Säkularisierung und eine Reform des Islam möglich wären, will er zwar nicht ausschließen. Ein Blick auf die Geschichte und jüngste Vergangenheit stimmt ihn zunächst optimistisch. Seit den Anfängen des Propheten lasse sich eine dynamische Entwicklung beobachten. Die Scharia erodiere in vielen islamischen Ländern, der Sklavenhandel wurde abgeschafft, und in einzelnen muslimischen Staaten sind moderne Rechtssysteme entstanden. Viele junge Muslime würden ihr Wertesystem jetzt nicht mehr allein in der Moschee vermittelt bekommen, sondern auch über die sozialen Netzwerke, Netflix oder Apple TV.

Widerrede gilt als unislamisch

Abdel-Samad relativiert aber flugs seinen vorsichtigen Optimismus und nennt zahlreiche Gründe, warum sich der Islam nicht reformieren lasse. Die Fortschrittlichen seien nach wie vor in der Minderheit und zu schwach, um sich gegen das rückwärtsgerichtete Lager durchzusetzen. Die Mehrheit der Muslime glaube nach wie vor, dass die beste Zeit der Geschichte die des Propheten Mohammed war. Damals sprach Gott letztmals zu den Menschen, und der Prophet sagte: «Das beste Jahrhundert ist das meine.» Wer an diesem Glaubenssatz rüttelt, wird zum Ketzler. Weil der Koran als das letzte Wort Gottes gilt, ist das Buch unveränderbar. Mehr als das: Im Islam wird Zweifel als Unglaube verachtet. Viele Philosophen und Wissenschaftler wurden deshalb von religiösen Predigern als Ungläubige ausgestossen. Gottes Befehle haben die Gläubigen blind zu befolgen – Widerrede gilt als unislamisch. Und die Hoffnung, dass das Kalifat wiederhergestellt werde, sei ungeboren.

Reformen würden voraussetzen, dass die religiösen Institutionen entmachtet und auf rein organisatorische Aufgaben reduziert würden; kritisches Denken müsste gefördert werden; die Gleichbehandlung von Mann und Frau müsste durchgesetzt werden; Religionskritik dürfe nicht länger als Apostasie gelten.

Reformen würden allerdings an den Grundfesten des Islam rütteln, sie ins Wanken bringen. «Grosse Teile der Muslime in Europa sind immer noch entweder dem islamistischen Traum der Rückeroberung Europas verhaftet oder knüpfen an die nationalistischen Träume der Türkei von den Zeiten des Osmanischen Reiches an», schreibt Abdel-Samad. Statt einer Reform des Islam beobachtet – und beklagt – er starke Zuwächse bei der orthodoxen Variante des Islam. Die Heilversprechen der Radikalen seien ein Gegenpol zur modernen, freien Welt. Seine Warnung ist klipp und klar: «Wenn wir dem nicht entschieden entgegentreten, wird der Islam Europa mehr verändern als Europa den Islam.»

Es gibt zwar Muslime in Europa, die im Westen gut integriert sind. Ihr Glaube ist für sie Privatsache, demokratische Werte akzeptieren und respektieren sie. Das könnte eine Chance sein, die Religion zu modernisieren und vom

Weil der Westen die kritischen Debatten nicht zu Ende führe, werde die Orthodoxie gewinnen.

Zwang zu befreien, Mohammeds Botschaft als unveränderbar zu betrachten. Doch Abdel-Samad macht sich keine Illusionen. Die Religion befeure auch im Westen «irrationale, identitäre und sogar gewaltbereite Tendenzen». Europa schweige aus falsch verstandener Toleranz zum Konfliktpotenzial, was gefährlich sei. Orthodoxe Kräfte würden das instrumentalisieren. Während das Boot des Islamismus in der arabischen Welt sinkt, wird der Westen zu dessen Rettungsring.

Dass sich die beiden Religionen und Kulturen nicht annähern, bedauert der Islamkritiker als vertane Chance, zumal die Reformierbarkeit des Islam für Europa nicht nur eine akademische Frage für Historiker oder Religionswissenschaftler sei. Aufgrund der Migration aus dem arabischen und nordafrikanischen Raum werde der Islam auch Europas Antlitz mit bestimmen. Die Frage müsse deshalb sein,



Seine Warnung ist klipp und klar:
Autor Abdel-Samad.

ob die Demokratie den Islam für ihre Vorzüge öffnen kann – oder ob der Islam die Demokratie islamisieren wird. Abdel-Samads Vorwurf an Europa kommt ungeschminkt daher: Weil der Westen die kritischen Debatten nicht zu Ende führe, werde die Orthodoxie gewinnen.

Bouillonwürfel einer Szene

David Schärer

Thomas Haemmerli (Hg.): Die Olé Olé Bar.
Edition Patrick Frey. 320 S., Fr. 47.90

Die Zürcher «Olé Olé Bar» markiert den geografischen Übergang von der verruchten Langstrasse zur gentrifizierten Europaallee. Die soziale Realität in dieser Geografie zeigt sich deutlich an der gegenüberliegenden Haltestelle der Buslinie 31, dem Umschlagplatz vielfältigster Lebensmodelle einer Stadt, die man, mit etwas Wohlwollen, als einzige Grossstadt in der Schweiz bezeichnen kann.

Um es vorwegzunehmen: Das vorliegende Buch über die «Olé Olé Bar» ist ein Wurf. Der Kern sind die Abdrucke der «Barbie-Bücher»; von den Mitarbeiterinnen täglich oder vielmehr nächtlich als Journal abgefasste Rapporte über die Geschehnisse der Arbeitsschicht, inklusive Kotze, Koks und Koitus. Gewiss, die Dokumentation der Nacht mit «Scheiaweia» und «Schakalaka» ist erheiternd und vermittelt das Gefühl des Mittendrins. Neben der regelmässigen Auflistung verlorener Gegenstände (Rucksäcke, Identitäts- und Kreditkarten, Firmenbadges, Kleidungsstücke, Flossen) ist von allnächtlichen

Entgleisungen zu lesen, von SP-Kadern etwa, die sich nach einer Wahlschlappe «ordentlich einen reinstellen» (was bei den Resultaten verständlich sei); von einem «neureichen Volltrottel», der kurz vor Schluss noch drei Magnumflaschen Champagner bestellte; den «üblichen Vollmönch» oder heiteren Abenden, an denen die Gäste «total auf Drogen» waren («LSD, Koks & MDMA, war alles anwesend. Frangelico lief wie Sau»). Auch Melancholisches findet sich, der Vermerk zu einer Gruppe «Amis» zum Beispiel, die beim Basejumping einen der Ihrigen verloren hatte und in der «Olé» beim stillen Bier keine Tränen mehr hervorbrachte.

Liebe zum Detail

Das Glänzende an dem Buch sind aber nicht der Kultwert des herben Charmes und die unverblühte Empathie mit den Gästen, sondern dass den Verfasserinnen – wohl unfreiwillig – die Ethnografie einer sozialen Schicht gelungen ist. Dank den Rapporten erscheint die «Olé Olé Bar» als Bouillonwürfel einer Szene, die sich im Habitus fein vom benachbarten Hipster- und Szenikum, der Elite der Gegenkultur, unterscheidet. Diese «Bobos», die Bourgeois-Bohemiens, privilegiert durch reichlich kulturelles, soziales, symbolisches und oftmals ökonomisches Kapital, grenzen sich vom Bürgertum ab, indem sie als Avantgarde die Coolness für sich reklamieren und aus Prinzip irgendwie alles scheisse finden.

Das macht die Population der «Olé» ganz offensichtlich nicht, dafür ist der Spass am Exzess zu ernst und frei von postmoderner Ironie. Die veröffentlichten Rapporte legen den Blick frei auf diese Gruppe, die man in Abgrenzung zu

Den Verfasserinnen ist – wohl unfreiwillig – die Ethnografie einer sozialen Schicht gelungen.

ebendiesen «Bobos» als «Probos», als «Prolétaire-Bohemiens» etikettieren möchte, die sich durch Absenz von Spiessigkeit wiederum von der gelegentlichen peinlichen Enthemmtheit des Kleinbürgers absetzen.

Der Erkenntnisreichtum macht dieses Buch zu viel mehr als zu einem Zürich-Buch, weil es das rein Anekdotische weit übersteigt. Sonst: funkelnde Texte von acht meist bekannten Autoren (abzüglich der Mitarbeiterinnen der «Olé»), in ein wunderschönes Gestaltungskonzept von Jonas Voegeli und Kerstin Landis eingebettet. Neben Fotos von Gästen, Crew, Dekomaterial, skizzierten «Schwanzbildern» von Gästen, Werbematerial oder dem ceterum censeo von Fundgegenständen sticht die Liebe zum Detail besonders ins Auge: Eingelegt in das Buch sind Stickers, die drei Lesebändchen selbst sind in den emblematischen Farben der «Olé» gehalten.



Spass am Exzess in der Olé Olé Bar.

Melancholie der Geschichte

Gerhild Heyder

Joachim Sartorius: Die Versuchung von Syrakus. Mare. 192 S., Fr. 29.90

«Splitter über Aufstieg und Verfall einer grossen Stadt» – so beschreibt Joachim Sartorius seinen neuen Text über seine zweite Heimat Syrakus auf Sizilien. Ist es ein Reiseführer? In gewisser Weise ja, auch, und dennoch so viel mehr.

Der weitgereiste Diplomat, Lyriker, Jurist und frühere Festspielintendant verliebte sich vor vielen Jahren in den sizilianischen Ort mit der jahrtausendealten Geschichte, genauer gesagt in die Altstadt Ortigia. 2015 konnte er dort eine Wohnung erwerben und teilt seither sein Leben auf zwischen Berlin und Syrakus. Und wie mit jeder grossen Liebe, die Bestand hat, ergeht es ihm mit seinem Domizil: Sie nimmt zu, je länger sie währt.

Dem Hier und Jetzt zugeneigt

Viele Gedichte des in Tunis Aufgewachsenen sind durchtränkt von historischen Geschehnissen, archäologischen Fundstücken, antiken und orientalischen Sagengestalten, die seine Fantasie zum Funkeln bringen.

So auch hier. Sartorius wandert auf den Spuren der griechischen Siedler durch die Antike, im Teatro greco, dem grössten Theater Siziliens, verfolgt er eine bewegende (wenn auch nicht immer verständliche) Vorstellung der «Phönikerinnen» von Euripides. Die Gedanken schweifen ab: «Ich bin an einer der lichtesten Stätten des menschlichen Geistes. Hier, auf diesen steinernen Stufen, sassen einst Platon, Aischylos, Sophokles, Aristippos, Pindar.»

Die Versammlung der bedeutenden griechischen Geister bringt den heutigen Denker auf die Frage, ob es auch heutzutage möglich wäre, dass sich Philosophen von Syrakus in Versuchung führen lassen – eher nicht –, und er sinniert über den jahrhundertelangen langsamen Verfall der einst üppig blühenden, auch kulturell glänzenden Kapitale; nach und nach ruiniert von den Römern, Byzantinern, Arabern, Nor-

Sartorius wandert auf den Spuren der griechischen Siedler durch die Antike.

mannen, Spaniern, bis jetzt: «Die Inspiration heute ist Geld, die Ideologie der Materialismus.»

Weil aber die alte Grösse noch immer ihre Kraft entfaltet, beseelt sie die Menschen, die sich der «Melancholie des Nichtvergessens von Geschichte» öffnen können. Man begegnet den Geistern der Vergangenheit auf Schritt und

Tritt: Die in Syrakus allgegenwärtige Nymphe Arethusa, zuerst besungen von Ovid, erscheint dem aufmerksamen Beobachter mitunter beim Bade an ihrer gleichnamigen Quelle. Die Schutzheilige der Insel, Santa Lucia, wird am 13. Dezember mit einer Prozession und einem gigantischen Feuerwerk geehrt.

Es gab immer Schriftsteller, die sich von der Insel angezogen fühlten: Johann Gottfried Seume, D. H. Lawrence, Ezra Pound, Guy de Maupassant, um nur einige zu nennen. August Graf von Platen, der Dichter des «Tristan» («Wer die Schönheit angeschaut mit Augen, ist dem Tode schon anheimgegeben...»), liegt in Syrakus begraben; es bedarf einiger Mühe, sein verstecktes Grab zu finden.



**Wir machen
Wissen fassbar!**

SCELLENBERGGRUPPE
schellenberggruppe.ch

Nun ist Sartorius bei allem Vergangenheitsbewusstsein durchaus dem Hier und Jetzt mit all seinen Reizen zugeneigt. Farbenfrohe Dolci animieren zum Genuss, altmodische Cafés und Bars (Negroni, der geliebte Cocktail, «leuchtend wie ein Glutkern mit Eisdübeln») laden zum Verweilen, und die kulinarischen Gelage mit einheimischen Freunden werden so detailliert beschrieben, dass man sofort dazukommen möchte. Auch, um die liebevoll dargestellten Charaktere mit ihren pittoresken Eigenarten kennenzulernen. Der Autor hat offenbar ein spezielles Talent, Freundschaft zu schliessen und sich mit unaufdringlicher Höflichkeit und empathischem Interesse die Fremden gegenüber eigentlich verschlossenen Sizilianer zu erobern.

Wie er es schafft, auf 192 Seiten das keineswegs immer blühende Leben aus den alten Steinen zu befreien und uns in verzaubernden poetischen Bildern an diesem Schauspiel teilhaben zu lassen, das ist grosse Kunst.



Die Bibel

Opfer als Verzicht ist sinnvoll

Wenn du nun deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dort einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, dann lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen und geh, versöhne dich zuerst mit deinem Bruder; dann komm und bring deine Gabe dar. (Matthäus 5, 23 f.) – Unlängst hab ich an dieser Stelle behauptet, Opferhandlungen seien durch die Hingabe Jesu Christi überflüssig geworden. Darauf kritisierte ein guter alter Bekannter, ich solle das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und der Opfergedanke habe weiterhin seine Berechtigung.

Er hat recht. Es lohnt sich, darüber nachzudenken. Was will das Opfer? Es geht davon aus, dass zwischen dem Menschen und Gott ein Zwiespalt besteht. Das trifft auch für die ausserbiblischen Opferkonzepte zu. Das Opfer ist ein Ersatz und ein Hinweis auf das, was der Mensch gegenüber Gott leisten sollte, aber nie leistet. Ein naheliegendes Beispiel ist das katholische Messopfer, das die Hingabe ebenfalls nicht erfüllt, aber eine gute Geisteshaltung auslösen kann. Die obige Stelle aus der Bergpredigt zeigt den Zusammenhang: Die Versöhnung mit dem zerstrittenen Bruder ist insofern ein Opfer, als sich jemand zum Verzicht auffafft.

Wer sich selbst kennt, weiss, wie schwierig das sein kann. Der Mensch neigt dazu, unbeirrt auf seinen Ansprüchen zu beharren. Dazu gehören die Rechthaberei, aber auch materielle Vorteile auf Kosten künftiger Generationen, monströs subventionierte Bahnfahrten, kürzere Arbeitszeiten bei höherem Lohn oder ein CO₂-freies Leben bei mehr Komfort. Da kann der Opfergedanke auf die richtige Spur helfen. Das alttestamentliche Opfer ist nicht bloss Religionsgeschichte, sondern spiegelt das Gebot Gottes. Die Erfüllung des Lebens findet sich nicht in der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung, wohl aber in der Liebe zu Gott und den Menschen.

Peter Ruch

Heiliges Wasser

Im frauenfeindlichen Mainstream-Kino stiess Demi Moore in eine neue Dimension vor. Ihr Typ wurde zur Ikone des scharf kalkulierenden weiblichen Filmstars.

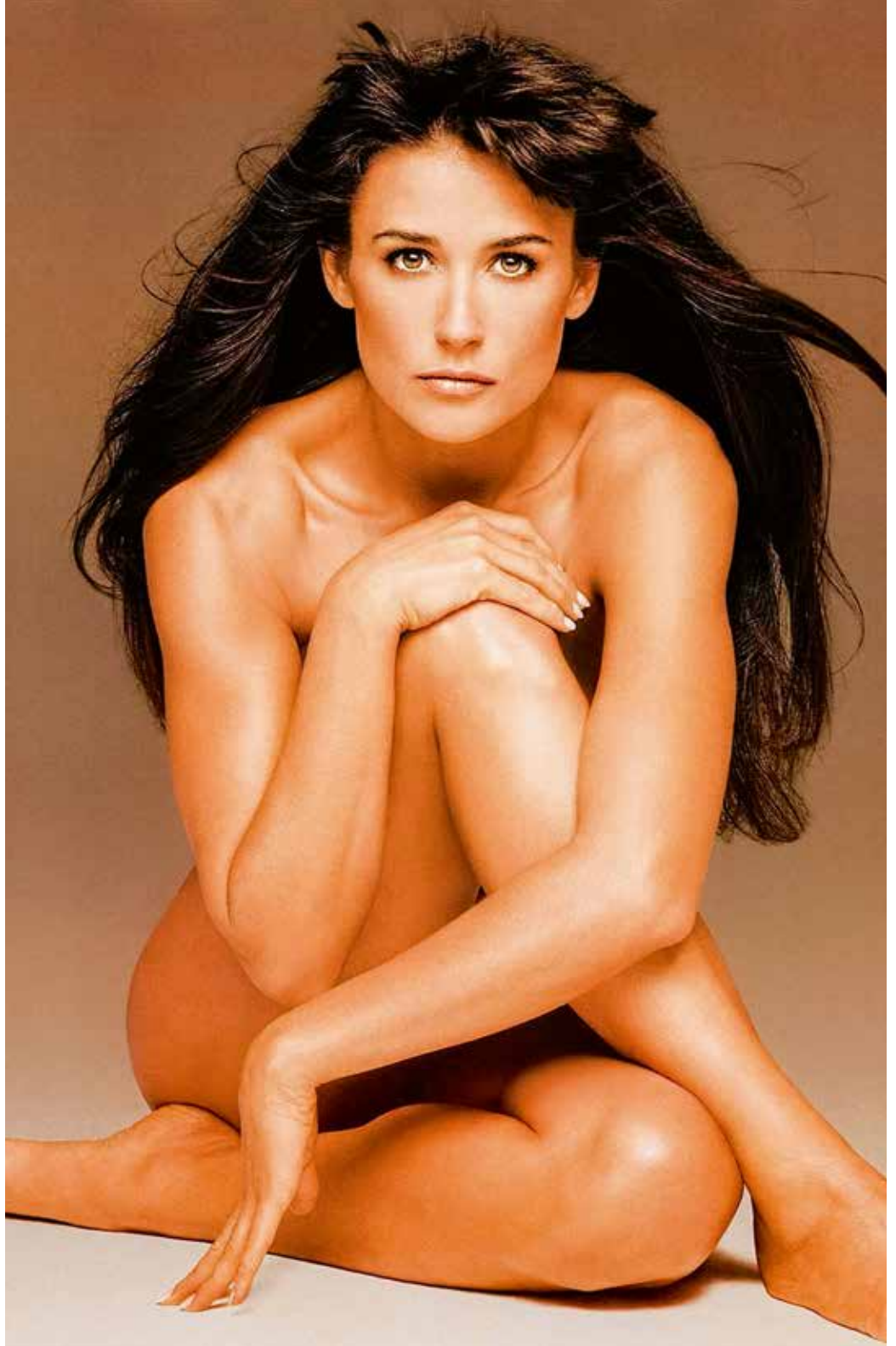
Tom Kummer

Es geschah in jenem Jahr, als ich Demi Moore würdigen wollte – ohne die übliche Herablassung einer männlich dominierten Kulturkritik, die sich gerade mal wieder empörte, dass die «schlechteste Schauspielerin der Gegenwart» (*New York Times*) nicht einfach in der Versenkung verschwand, sondern Geld scheffelte. Ich gebe es offen zu: Über solche Frauen zu schreiben, turnt mich an. Das traf schon auf Madonna und die beiden Hollywoodblondinen Sharon Stone und Pamela Anderson zu, die damals berühmtesten Protagonistinnen einer leiblichen Mobilmachung für eine höhere Sache: Profit. Vielleicht hatte ich diese seltsame Lust, Frauen in inszenierten Interviews starkzuschreiben, meiner feministischen Selbsterziehung zu verdanken. Keine Ahnung. Doch war dieser Instinkt im Fall der schwarzhaarigen Demi Moore wirklich sinnvoll?

Es war das Jahr 1997. Schauplatz: «Four Seasons»-Hotel, Beverly Hills. Pressetermin zum Film «GI Jane». Demi Moore, 34, gehörte mit einer Gage von über zehn Millionen Dollar pro Film zu den bestbezahlten Hollywoodstars der Geschichte – was ihr den Spitznamen «Gimme Moore» («Gib mir mehr») einbrachte. Sieben Journalisten und eine Journalistin sassen an einem langen Tisch in einer Hotelsuite. Als die kurzhaarige Demi Moore in Begleitung einer PR-Beraterin den Raum betrat, drückte sie eine glitzernde Wasserflasche krampfhaft an ihre Brust – wie ein Baby. Noch waren wir am Anfang der Designerflaschen-Verliebtheit, einer Mode, die sich bald über die ganze Welt ausbreiten sollte.

Nie nur weiblich oder sexy

Demi Moore nahm einen Schluck Wasser aus der pink glitzernden Flasche, die an einem goldenen Band um ihren Hals hing, hustete kurz und sagte dann trocken: «Guys! Immer schön ausreichend hydrieren!» Und ich stellte mir sofort vor, wie sich jetzt das heilige Wasser der Marke Crystal Geyser in diesem perfekt durchtrainierten Körper ausbreitete. Demi Moore hatte damals den Begriff «Body» für alle Frauen der Welt neu definiert: ein Körper, geformt aus Ehrgeiz und Marketing.



Mächtigstes Rollenmodell der Gegenkultur: Schauspielerin Moore.

Zur Erinnerung: 1991 hatte sie sich hochschwanger und nackt für das Magazin *Vanity Fair* ablichten lassen, was ihr nicht nur Lob, aber mindestens eine Million Dollar einbrachte. Auf ihre Rolle in «GI Jane» hatte sie sich mit täglich zwölfstündigem Krafttraining vorbereitet: Joggen, Seilklettern und Liegestützen (mit einer Hand). Ihr wurde der Schädel kahlrasiert. Sie wollte im Film die erste Frau werden, die das Navy-Seal-Training abschliesst.

Wie damals üblich, herrschte in der Interviewsuite ein Geschlechterungleichgewicht. Das Gelächter war darum gross, als sich Demi Moore plötzlich breitbeinig auf einen Stuhl setzte und mit militärischer Strenge das Startzeichen zum Interview gab: «Come on guys, now give it to me!» Für einen kurzen Augenblick dachte ich, der Star hätte gerade zum «Gruppensex mit Demi» eingeladen. Alle lachten. Das war lange vor #MeToo.

Demi saugte wieder Wasser in ihr Körperinneres, während eine PR-Assistentin die Regeln durchgab. «Jeder kann fünf Fragen stellen. Aber Mrs Moore wird nichts zu ihrer Ehe mit Bruce Willis oder ihren Spenden für die Republikanische Partei sagen, kapiert?» Die Enttäuschung hielt sich in Grenzen. Der Mensch hinter dem Star ist eh nie zu haben, zumindest nicht für die Allgemeinheit. Egal.

Ich hatte ihren Körper bereits von oben bis unten gescannt. Moore trug ein enganliegendes Kabbala-Yoga-Dress: Leggings, womöglich antibakteriell, antistatisch und atmungsaktiv, mit

Es lohnt sich, einen Körper zu haben! Der lässt sich verändern, veredeln, umwandeln.

einem schwarzen, vorne geöffneten Hoodie, der ein schwarzes Sport-Top und nackte, leicht verschwitzte Haut offenbarte – als ob sie während des Interviewmarathons, der an diesem Tag neun Stunden dauern sollte, ihren *hardbody* zwischendurch von einem Personal Trainer schleifen lassen würde.

Schliesslich stiess der Frauentyp «Demi Moore» damals in eine neue Dimension vor: Sie war zur Ikone des scharf kalkulierenden, weiblichen Hollywoodstars mutiert, die in einem frauenfeindlichen Mainstream-Kino auf gleichen Lohn pochte. Und während sich jetzt vor mir eine weitere Interview-Farce abspielte, erahnte ich bereits die Bedeutung des Starkörpers Demi Moore. Sie wirkte auf viele Zielgruppen: Männer wie Frauen, aber ganz besonders auf die LGBTQ-Community, die damals noch nicht so hiess.

Moore modellierte nämlich nicht nur ihre Bauchmuskeln, sondern auch ein Konzept, das man in der bedrohlich aufziehenden Computerisierung der Lebenswelt schon fast verlorengegangen glaubte: Es lohnt sich, einen Körper zu haben! Der lässt sich verändern, veredeln, um-

wandeln – aber eben auch eintauschen gegen Geld, Ruhm und Aufmerksamkeit. Noch gab es keine Selfie-Kultur, keinen Insta- und TikTok-Kosmos. Aber Demi Moore etablierte damals gerade die Blaupause für das mächtigste Rollenmodell der kommenden Gegenkultur: die Influencerin.

Obwohl sie sich bereits im Film «Striptease» die höchste Gage auszahlen liess, die jemals für eine Schauspielerin ausgehandelt wurde – zehn Millionen Dollar für ein paar Nacktszenen mit Burt Reynolds –, kam doch erst mit der Rolle der Militäranalystin, die unbedingt zur kämpfenden Truppe will, ihr einzigartiger Mehrwert zustande. In «GI Jane» kann nämlich eine immer jugendversessenerere Welt Demi Moore dabei zuschauen, wie sie im Training im feucht schimmernden T-Shirt durch den Dreck robbt.

Wahre Kraft der Familienliebe

Ihr Körper ist dabei nie nur weiblich oder sexy, sondern eine Chiffre für die unterschiedlichen Möglichkeiten von Gestaltung, und das heisst eben immer auch: Verwertung. Demi Moore und ihr damaliger Ehepartner, Bruce Willis, galten als das ultimative *power couple*. Demi unfassbar diszipliniert und geschäftstüchtig. Bruce unfassbar undiszipliniert und trotzdem erfolgreich. Sie hatten drei Töchter. Und sie trennten sich irgendwann. Noch konnten wir nicht ahnen, welche Abgründe Demi Moore offenbaren würde.

Frühjahr 2022. Ich schaue mir das Leben von Demi Moore erstmals auf Instagram an. Wen inszenierte Nähe zu Stars glücklich macht, der kommt hier voll auf seine Kosten. Hier gibt sie in einer herzerreissenden Videobotschaft bekannt, dass sie in das Haus von ihrem Ex Bruce und dessen Frau Emma Heming-Willis in Brentwood einziehen will. Bruce Willis, 68, wurde mit Demenz diagnostiziert. Er wird nie mehr in einem Hollywoodfilm spielen. Demi Moore sagt, sie sei fest entschlossen, dafür zu sorgen, dass jeder Tag, den ihr Ex-Mann noch lebe, voller Liebe sei. Sie glaube heute an die Wunder der perfekten Familienidylle.

Auf unzähligen Videos und Fotos, die Demi Moore seither gepostet hat, erkennen wir eine Frau, die scheinbar unschuldig mit ihrem Handy Bilder und Filmchen ihrer Promi-Wirklichkeit schiesst. Dabei sind ihre Postings durchwölkt von unfreiwilligen Reminiszenzen. Zum Beispiel klammert sie sich auf Bildern gerne an einen winzigen Schosshund namens Pilaf. *Cuteness* als ultimatives Lebensglück! Es ist dabei fast unmöglich, nicht an Moores Ehe mit dem sechzehn Jahre jüngeren Ashton Kutcher zu denken. Und an die Eskapaden, mit denen sie nach der Trennung von Kutcher von sich reden machte. Aber auch an das Kind alkoholkranker Eltern; Moore, die seit ihrem glänzenden Debüt im Filmdrama «St. Elmo's Fire» (1985) mit Drogenproblemen zu kämpfen hatte und bereits als Twen Klinikaufenthalte und Therapien absolvierte.

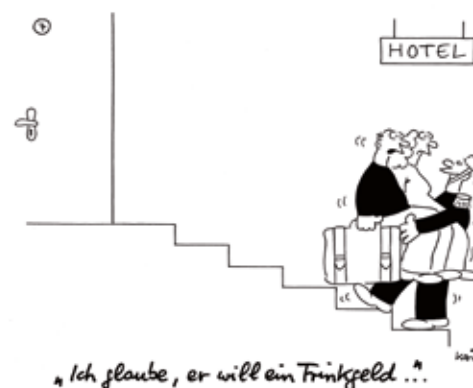
Immer wieder taucht das Niedliche als ästhetische Kategorie in ihren Postings auf. Im Badezimmer erkennen wir im Hintergrund das berühmteste Kätzchen der Konsumkultur, «Hello Kitty». Ich muss dann daran denken, dass Demi Moore ein Baby von Ashton Kutcher verlor, etwa sechs Monate nach Beginn der Schwangerschaft. Sie hatte wieder angefangen zu trinken und gab sich die Schuld für den Verlust. (Moore und Kutcher liessen sich 2013 scheiden.)

Irgendwie wurde es danach noch schlimmer. Während einer Party mit ihrer Tochter Rumer erlitt Moore einen Anfall, nachdem sie synthetisches Cannabis geraucht und Lachgas eingeatmet hatte. Ihr hedonistisches Verhalten entfremdete die drei Töchter, sie mieden ihre Mutter für einige Jahre. Demi fand unter anderem Trost bei einem Schweizer, dem Starkoch Daniel Humm. Bis sie feststellte, dass der nicht ihren Statusansprüchen entspricht. Sie denkt in anderen Kategorien. Schliesslich ist Demi Moore bis heute eine exzellente Geschäftsfrau geblieben. Ihr Vermögen wird auf über 200 Millionen Dollar geschätzt.

Früher als andere Stars in Hollywood hatte sie auch das Internet als Zukunftsmarkt entdeckt. Bei Twitter versammelt sie heute über eine Million Follower. Dort bietet sie Meinungen zu allen wichtigen Themen der Welt an: von Body-Shaming und Rassismus über Homophobie bis zu Klimawandel oder Artensterben. Natürlich offenbarte sie dort auch ihre «neu entflammte Liebe zu Bruce», «die Liebe zu meinen unfassbar coolen Töchtern» und «die Liebe zu meiner grossen Freundin, Emma Heming-Willis».

Seit Bruce Willis' Demenzdiagnose scheinen alle im Kosmos Demi Moore die wahre Kraft der Familienliebe wiederentdeckt zu haben. Höhepunkt: Vor einer Weile bot sie Einblick in die Feierlichkeiten zum 68. Geburtstag von Bruce. Ihre Postings zeigen eine fröhlich funktionierende Patchworkfamilie, die für den pensionierten Schauspieler «Happy Birthday» singt.

Tage später äusserte sich Tochter Rumer, 34, zur Situation im Haus Willis/Moore. Das klingt dann so: «Wir wachsen ja mit dem Gedanken auf, dass unsere Eltern diese unverrückbaren Götter des Olymps sind. Je älter wir werden, merken wir jedoch, wie sehr sie auch einfach nur Menschen sind. Verletzliche Menschen. Das ist alles.»



Fernsehen

Kalte Dusche für Klimafrösche

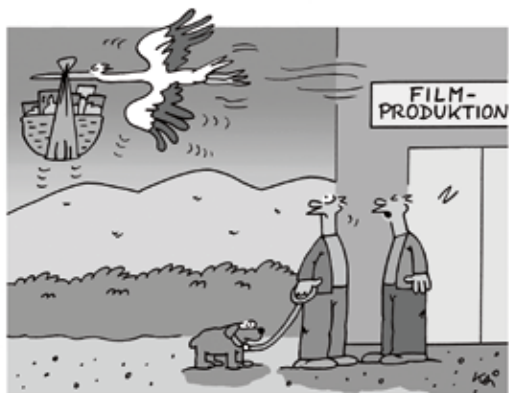
Marcel Odermatt

SRF Meteo: 6. und 9. Mai, SRF

Die Wetterfrösche auf dem Dach des SRF-TV-Gebäudes in Zürich Leutschenbach sind in diesem Frühling nicht zu beneiden. Oft präsentierten sie die Einschaltquoten-starke Show unter dem Regenschirm und in wasserfester Kleidung. Die Monate März und April waren meistens nasskalt. Sie wollten so gar nicht dem auf diesem Sender tausendfach repetierten Zustand der Klimaerwärmung oder noch besser Klimaerhitzung entsprechen.

Doch die Moderatoren bleiben stramm auf Linie ihres Arbeitgebers. Etwa in «SRF Meteo» am 6. Mai. Es sei nach wie vor «mild für die Jahreszeit», erklärte Sandra Boner tapfer. Auch in der Nacht werde es «gar nicht so kalt». Man hätte auch sagen können: «Nichts mit Wonnemonat, das Wetter bleibt im Mai weiter unbeständig, regnerisch und kühl.» Doch eine solche Botschaft will oder darf die «Meteo»-Mannschaft nicht verbreiten. Dabei ist es offensichtlich für alle, die in diesem Land leben. Der Frühling ist in unseren Breitengraden für einmal ins Wasser gefallen. Kein Problem, das ist überhaupt nichts Aussergewöhnliches für alle, die das Klima hierzulande kennen.

Vielleicht um davon abzulenken, dass die «Klimaerhitzung» gerade pausiert, versuchten es Boner und ihre Kollegen auf die lustige Tour. Die Zuschauer wurden aufgerufen, Zeitraffer-Videos vom Himmel einzureichen. Die könne man heute schliesslich mit dem Handy machen. Man wähte sich in einer Kindersendung. Wer nicht glaubte, dass es noch infantiler geht, wurde am 9. Mai eines Besseren belehrt: Wie denn die letzte der Eisheiligen heisse, wollte Boner wissen. «Kühle Susi» oder «Kalte Sophie». Wirklich eine Sendung, die perfekt zum aktuellen Wetter passt.



„Es ist der Zustellservice für unsere Erotikfilme.“



Eine Art Happy End: Pauline Serieys.

Film

XY... ungelöst

Wolfram Knorr

La nuit du 12 (Frankreich/Belgien, 2022)

Von Dominik Moll. Mit Bastien Bouillon, Bouli Lanners, Pauline Serieys.

«Warum fährst du eigentlich immer nur auf der Rennbahn im Kreis? Wie im Hamsterrad?», fragt Marceau (Bouli Lanners) seinen Kollegen und Kumpel Yohan (Bastien Bouillon), zwei Beamte der Mordkommission von Grenoble. Yohan, Mitte dreissig und neuer Chef der Mordermittlung, ist der verbissene Velofahrer, als wollte er seinen Selbstbeherrschungstrieb geisseln. Der fällt in sich zusammen bei einer ersten Bewährungsprobe: der Mutter ihrer ermordeten Tochter das Schockierende nicht ersparen zu können. Yohan bringt keinen Ton über die Lippen. Marceau, ein hartgesottener Profi, den nur die Scheidung von seiner Frau umhaut, übernimmt die undankbare Aufgabe. Ihr Fall ist ein reichlich makabrer Mord: In der Nacht zum 12. Oktober 2016 um drei Uhr morgens in Saint-Jean-de-Maurienne bei Grenoble wird eine junge Frau namens Clara, nach einem fröhlichen Abend bei Freundin Nanie (Pauline Serieys), auf dem Nachhauseweg von einem verummten Mann angesprochen («Clara?»), mit Benzin übergossen, in Brand gesetzt.

Dem sachlichen Titel «La nuit du 12» entspricht der filmische Duktus: keine ästhetischen Mätzchen, nur funktional die Arbeit der Beamten im Fokus, zugleich aber mit emotionalem Furor. Penibel wird ein Individuum rekonstruiert, wie ein Puzzle zusammengetragen,

wer Clara war und was über sie ans Licht kommt. Nur passt keines der Puzzleteile in ein anderes. Die siedende Spannung unter den Ermittlern kocht hoch und reisst die Zuschauer mit ins Geschehen. Die Konventionen des Krimis werden dabei auch noch unterlaufen.

Der deutsch-französische Filmemacher Dominik Moll (Autor ist Gilles Marchand) begibt sich mit «La nuit du 12» knietief in die Wirklichkeit, und die ist auch noch wahr. In Frankreich, heisst es gleich im Vorspann, bleiben von 800 Mordfällen im Jahr fast 20 Prozent unaufgeklärt.

Moll entdeckte in einem Buch der Schriftstellerin Pauline Guéna, die über ein Jahr bei der Polizei verbrachte und deren Arbeit mit Akribie beschrieb, einen solchen Fall. Er kam Molls Faible fürs Scheitern entgegen, für ehrgeiziges Versagen, was zu kuriosen Situationen führt wie in den schwarzen Suspense-Komödien «Harry, un ami qui vous veut du bien» (2000) oder «Lemming» (2005). Seine Filme, hochgelobt und ausgezeichnet, führten nicht zu Ruhm. Moll gehört seltsamerweise zu den am wenigsten über die Landesgrenze hinaus bekannten Cineasten Frankreichs.

Zu den stärksten Szenen von «La nuit du 12» gehört Yohans Versuch, der Mutter von Clara die schreckliche Nachricht zu vermitteln. Wie paralyisiert sitzt er auf dem Sofa, als seien Denken und Sprachvermögen in die Ferne geflohen, während die Mutter an seinem Gesicht klebt, als wollte sie zurückholen, was dem Beamten verloren ging. Die emotionale Überforderung des Polizisten wird vom Zusammenbruch der Mutter überrollt. Bei den fieberhaft betriebenen Recherchen stellt sich heraus, dass Clara Sexbekanntschaften hatte, die ihr öffentliches Bild verändern und die Arbeit der Ermittler fast uferlos machen. Verhöre, Befragungen häufen sich, der Fall nimmt Laokoon-hafte Züge an; eine Lösung rückt in immer weitere Ferne.

Der Fall wird neu aufgerollt

Als Nanie dürftige Informationsbereitschaft vorgehalten wird, rechtfertigt sie sich mit dem Schutz der Freundin. Die sisyphossche, ruhelose Aufklärungshatz gleitet in die männlich dominierte Cliqueswirtschaft, in den hartleibigen Chauvinismus ab. Claras zahlreiche Affären waren alle irgendwie von Gewalt geprägt. Der eine Lover sass schon wegen Übergriffigkeit im Knast, der andere rappt frauenfeindliche Texte, und wieder ein anderer stalkte sie. Empathielosigkeit, Achselzucken, Gleichgültigkeit eint sie alle. Keinem der Männer lässt sich der Mord nachweisen. Sie zeigen nicht einmal grosses Interesse bei der Frage nach dem Alibi. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist bedrückend; auch in der Gruppe um Yohan und Marceau wachsen die Reizbarkeit, der Frust, die Überforderung und entladen sich in Vorwurfsgebrülle. Als Marceau der Kragen platzt und er bei einem Verhör zu unlauteren Mitteln greift,

kommt es zum Zerwürfnis zwischen ihm und Yohan. Er wird versetzt, und Yohan schliesst mit seinen entnervten Kollegen den Fall: Aktenzeichen XY... ungelöst.

Hilfe im testosterongeschwängerten Männerklub kommt von einer Frau: Einige Jahre später bittet die neue Richterin Yohan, den Fall nochmals aufzurollen. Dazu fehle ihm das Geld, ist seine resignierte Reaktion, die sie vom Tisch fegt. «Ich könnte mich in Sie verlieben», murmelt er einmal, entwaffnet von ihrem Mut. «Keine gute Idee», ist ihre Antwort und bewilligt ihm die Mittel, die er für eine Wiederaufnahme des Falls braucht. Es bleibt ein vergebliches Unterfangen. Eine Art Happy End bietet der rasant furchtlose Blick in die Wirklichkeit dann doch. Yohans obsessiver Ehrgeizknoten, seine fast calvinistische Selbstkasteiung, hat sich gelöst. Seinem Freund Marceau teilt er, innerlich befreit, mit, nicht mehr im Kreis auf der Rennbahn zu fahren, sondern in den Bergen über Pässe.

Pop

Treuerziges Flehen

Thomas Wördehoff

Ed Sheeran: «-» (Subtract). Asylum/Atlantic

Vor einigen Jahrzehnten schrieb Elton John einen Song über die Wirkungskraft trauriger Lieder und versprach darin: «When every little bit of hope is gone / sad songs say so much». In der Schweiz verstand man die Botschaft – die vielsagende Nummer landete 1984 prompt auf Platz drei der Charts. Knapp vier Dekaden später übt sich Eltons Schützling Ed Sheeran in der Tradition schwermütiger Weisen und wusste offensichtlich schon vorher, auf was er sich mit diesem Vorhaben einlassen würde.

Das Unternehmen «-» (oder auch «Subtract») ist zunächst mal hochbesetzt: Zusammen mit dem Bandgründer, Produzenten und Songwriter Aaron Dessner (The National) begab sich Sheeran in Klausur, schrieb mit ihm nicht nur die meisten der vierzehn Tracks zusammen, sondern überliess ihm auch den Grossteil der geschmackvoll diskreten Produktion und der Instrumente. Bryce Dessner, der Bruder (auch bei The National) und gefragter Klassikkomponist, steuerte einige Arrangements bei. Max Martin ist dabei – der schwedische Hansdampf in allen Hitparaden hat in seinem Leben die meisten Grössen zwischen Britney Spears und The Weeknd mit seinen Songs und *production skills* beglückt. Fred Again durfte ebenso wenig fehlen wie Lisa Hannigan und Thomas Bartlett. Und wieder bestätigte sich: Ed Sheeran kann nichts falsch machen. Oder?

Schon klar – mit der Mäkelei an gefühligen Balladen macht man sich keine Freunde. Zumal, wenn in den Songs private Schicksalsschläge verarbeitet werden. Wie bei Sheeran: «Subtract» (hier vermutlich «Einbusse») handelt von tatsächlichen und befürchteten Verlusten. Innerhalb von kurzer Zeit verstarb ein Jugendfreund des 32-Jährigen, und Sheerans Frau er-

Man muss nicht einmal die Videos gesehen haben, um zu begreifen, dass der sympathische Nachbar sogar zum Alkohol greift, in den See springen will («Standing on the edge / gazing into hell») und auch sonst in grösster Gefahr schwebt. Was der Qualität der Lieder vor allem in die Quere kommt, ist das teenagerhaft treuerzige Flehen um Mitgefühl. Dass die Songs



Er muss gerettet werden: Hitparadenstar Sheeran.

krankte an Brustkrebs (den sie wohl inzwischen überwinden konnte). Wie soll ein Songwriter den Schmerz anders verarbeiten als in Songs?

Es lauert der putzige Junge von nebenan

Derart abgesichert durch tatsächliche Begebenheiten, sollte eigentlich nichts schiefgehen – tut es aber doch! Die Erklärung ist paradox, denn die grosse Stärke des unfassbar begabten Tausendsassas aus Halifax (West Yorkshire) erweist sich zugleich als das grösste Defizit dieses Albums: Jedes Stück (in der Deluxe-Edition sind es 23) holt den Hörer, mehr noch, die Hörerin ab. Ob in der Melodie, ob im Text, ob in der Stimme – überall lauert dieser putzige Junge von nebenan, der mit dem süssen Wuschelkopf, dem es grad nicht so toll geht («It hit like a train / I ran out of words»), der echt gerettet werden muss.

derart nachdrücklich auf ihrer Rührseligkeit bestehen. Alle, die dieser Musik nicht in dieses Tal der lauwarmen Tränen folgen, sind kaltherzige Monster. Bei Nummer fünf schliesslich gibt es einen halbwegs entspannenden Unterbruch: «Dusty» – fast möchte man den Song als anrührende Hommage geniessen: ein kleines Liebeslied («A beautiful smile on your face / Yesterday was a long night, but I got a feeling that the future is so bright») mit wunderschönem Refrain («I'll drop the needle on Dusty...») – eine charmante Anspielung auf die Zeit der Plattenspieler und einen ihrer grössten Stars, Dusty Springfield. Doch nein – schaut man sich das dazugehörige Video an, geht es eigentlich um Eds herzige kleine Tochter, mit der er trotz des Unglücks in der Küche herumtollt. Dann lieber doch Elton John.

Games

Mensch gegen Maschine

Marc Bodmer

Grand Theft Auto, Schach, Starcraft II u. a.

Wer die letzten sechs Monate nicht in einer Höhle im wilden Kurdistan zugebracht hat, wurde Tag für Tag mit neuen Schlagzeilen zu künstlicher Intelligenz (KI), Jobverlusten und dem drohenden Untergang der Menschheit, nein, der Welt bombardiert. Die grossen Sprachmodelle wie Chat GPT haben die Fortschritte von KI für uns Normalbürger greifbar gemacht, wie weiland «Pokémon Go» uns die Augmented-Reality-Technologie näherbrachte. Womit wir beim Thema wären: künstliche Intelligenz und Spiele.

Es gibt nicht eine künstliche Intelligenz, sondern viele verschiedene Formen: «Eine Anwendung wie Chat GPT, das grosse Sprachmodell von Open AI, hat die Vorhersage des nächsten Worts zum Ziel. Viele KI haben Gesichts- oder Bilderkennung als Aufgabe», sagt

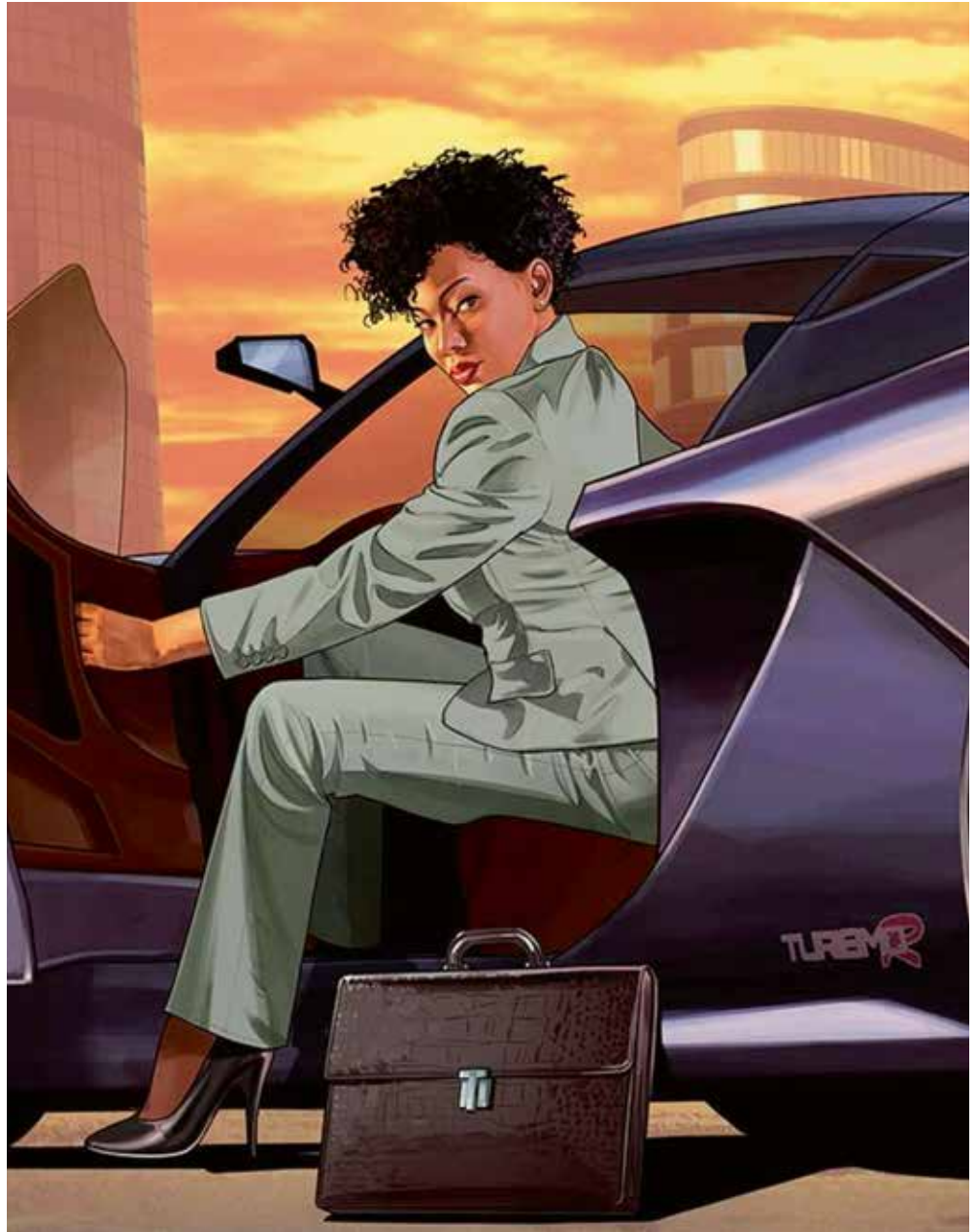
Ein künstliches neuronales Netzwerk, das ohne Menschen trainiert wird, ist überlegen.

Marcel Salathé, Professor für digitale Epidemiologie an der ETH Lausanne. «Es gibt aber auch Systeme, die Entscheidungen in einem dynamischen Umfeld treffen müssen, und dafür sind Spiele perfekt.»

Bei Spielen geben Regeln einen klaren Rahmen, in dem verschiedene Arten von Algorithmen ausprobiert werden können, und so kommt es, dass Maschinen spielen. Dabei folgen sie einem Lernmodell, das Hundebesitzer bestens kennen: *reinforcement learning*, verstärkendes Lernen. Wird die Aufgabe korrekt gelöst, gibt es eine Belohnung. Je nach Schule werden Fehler nicht gewertet oder gar bestraft. «Bei komplexen Situationen haben Entscheidungen Konsequenzen, die sich möglicherweise erst viel später zeigen», erklärt Salathé und verweist auf die Spieltheorie, die besagt, dass jede getroffene Entscheidung wiederum Auswirkungen auf die Entscheidungen des Gegners hat. «So gesehen, ist das Leben ein Spiel.»

Als Deep Blue Kasparow schlug

Vor gut 25 Jahren sorgte eine Partie Schach für Schlagzeilen: Schachweltmeister Garri Kasparow verliert in New York City gegen den IBM-Supercomputer Deep Blue. «Die Fähigkeiten von KI-Systemen haben seither dank Maschinenlernen gewaltige Fortschritte gemacht», wird Murray Campbell, der Deep



Sicherere Strassen: Kult-Videospiel «Grand Theft Auto».

Blue mitentwickelt hat, von der Website AI Business zitiert.

Das zeigte sich unter anderem 2016, als Alphago, der Rechner aus Googles Forschungslabor Deepmind, Lee Sedol, den besten Spieler des chinesischen Brettspiels Go, schlug. Doch richtig beunruhigend ist, was folgte: Der nächsten Maschine halfen keine Menschen, um Go zu spielen. Alphazero musste sich das weit komplexere Spiel als Schach selbst beibringen. Nach 24 Stunden schlug Alphazero seinen Vorgänger, der Monate dafür brauchte. Oder anders gesagt: Ein künstliches neuronales Netzwerk, das ohne Menschen trainiert wird, ist überlegen.

«Das mag beunruhigend klingen», sagt Professor Salathé. «Doch wir dürfen nicht vergessen: All diese Spiele sind von Menschen gemacht, verfügen über klare Regeln und lassen sich mathematisch perfekt beschreiben. Dass eine Maschine das beherrscht, ist weniger be-

eindruckend als die kurze Zeit, die sie dafür gebraucht hat.»

Damit war auch die Zeit reif für moderne Videospiele wie das Weltraumstrategiespiel «Starcraft II» (SCII), das mit komplexen dreidimensionalen Welten aufwartet und unvollständigen Informationen. Es heisst, um SCII zu spielen, brauche es Intuition und Vorstellungsvermögen. Der neue Supercomputer Alphastar schlug die beiden besten «Starcraft II»-Spieler Ende 2019 zu null. Die neuste KI von Deepmind, Deepnash, schickt sich an, das Brettspiel Stratego zu meistern, das die Kunst des Bluffens erfordert und exponentiell komplexer als Go ist. Doch aufgepasst: «Bei der Verwendung solcher Begriffe wie Intuition oder Bluffen muss man vorsichtig sein», findet Salathé. «Es geht mehr um ein Muster, das nun bei Maschinen auftritt. Unsere Begrifflichkeit ist zu limitiert, um zu beschreiben, was eine KI heute macht.»

Bleibt die Frage: Was haben wir davon, wenn Supercomputer gamen? Je mehr sich komplexe Spiele dem Chaos unseres Alltags nähern, desto nützlicher kann eine künstliche Intelligenz sein, um etwa den Verkehr besser zu leiten oder einen Wagen autonom zu steuern. So wurden Episoden aus der berühmten Action-Game-Serie «Grand Theft Auto» (GTA) benutzt, um Dinge wie Autos, Fussgänger, Gehsteige und Häuser zu kategorisieren. Diese Objekte sind in der interaktiven Satire auf den American Way of Life bereits korrekt erfasst, während eine vergleichbare Arbeit mit Aufnahmen von echten Strassen äusserst aufwendig und damit sehr kostspielig wäre. Wer hätte gedacht, dass GTA einmal helfen würde, die Strassen sicherer zu machen?

Klassik

Immer seriös bleiben

Manuel Brug

José Iturbi: From Hollywood to the World (Sony Classical)

Ob Lang Lang, der Baritonfels Bryn Terfel und der Schmusetenor Andrea Botticelli, die eben beim sonst strikt *middle-of-the-road*-poppigen Coronation Concert für König Charles III. vor Schloss Windsor die Klassikfraktion vertraten, in vierzig Jahren ebenso vergessen sein werden? Jedenfalls kennt heute so gut wie niemand mehr den erst 1980 im Alter von 85 Jahren verstorbenen spanischen Pianisten José Iturbi.

In den USA ist das vielleicht ein wenig anders, denn dort war er, besonders von den dreissiger bis zu den sechziger Jahren, ein Superstar. Einer, der 8000-Plätze-Hallen füllte, der als Solist wie Dirigent der bedeutendsten Orchester gefragt war. Und vor allem einer, der allein in sieben farbenfrohen MGM-Filmen auch Hollywood die Klassik nahebrachte. Weil der Produzent Joe Pasternak gern Musical und Oper verband, spielte Iturbi, zunächst in Neben-, später in Hauptrollen, an der Seite von Mario Lanza, Judy Garland, Gene Kelly oder Frank Sinatra immer nur sich selbst: einen bisweilen als Karikatur aufbrausenden, dirigierenden Pianisten,



der doch nur höchste Musikmasstäbe an sich und andere legte. Und in der superkitschigen Komponistenromanze «A Song to Remember» verkörperte zwar Cornel Wilde Frédéric Chopin, aber Iturbi lieferte den Soundtrack, der sich Hunderttausende Male als Schallplatte verkaufte.

Jetzt widmet sich Sony als Nachfolger der RCA Records diesem faszinierenden Klangerbe und versammelt in der liebevoll konzipierten Kiste «José Iturbi: From Hollywood to the World» auf sechzehn CDs dessen zum Teil hinreissend idiomatisches, grossteils lange vergriffenes Klangerbe. Ein wirklich opulent mit alten Fotos, Covers und nostalgischem Werbematerial ausgestaffertes *coffee-table book* gibt es zudem, zu dem der als Hüter des American Songbook geschätzte Michael Feinstein einen enthusiastischen Iturbi-Essay beigesteuert hat.

Geboren 1895 in Valencia, begann José Iturbi als Wunderkind am Klavier und hörte nicht mehr auf. Früh wurde er Professor in Genf, doch der grosse Ruhm lockte in Amerika, zumal Spanien im Grauen des Bürgerkriegs und Faschismus versank. Und so folgte Iturbi in Hollywood eigentlich nur Klassikstars wie Leopold Stokowski oder Jascha Heifetz, die ebenfalls erfolgreich mit der Entertainment-Industrie flirteten. Am besten gelang das freilich dem Pianistenkollegen Oscar Levant, der sich besonders als Gene-Kelly-Sidekick in «Ein Amerikaner in Paris» unsterblich in die Filmgeschichte tastentrillerte.

Perlenzarter Mozart

Iturbi aber nahm ganz seriös mit dem Rochester Philharmonic Orchestra oder dem RCA-Victor-Sinfonieorchester Instrumentalschlachtrosser und populäre Klavierkonzerte auf, sogar nicht untalentierte Eigenkompositionen. Auch Zeitgenossen wie Morton Gould und Alexandre

In den USA war er, besonders von den dreissiger bis zu den sechziger Jahren, ein Superstar.

Tansman finden sich in seinem Repertoire, das von Bach bis zu Boogie-Woogie und den Schostakowitsch-Préludes reichte – aber immer seriös! Es spielte auch Jazz und Cembalo.

Unter seinen zahllosen Soloaufnahmen ragen besonders die herrlich timbrierten Klavierstücke der spanischen Landsmänner Isaac Albéniz, Enrique Granados und Manuel de Falla heraus; aber auch sein Mozart-Spiel ist fein nostalgisch, perlenzart und schimmrig. Schade, dass die Box nicht auch Werke aus Iturbis Film-Soundtracks miteinschliesst, doch davon hält Youtube einiges bereit. Und schade, dass in dem Rachmaninow-angereicherten «Das verflixte 7. Jahr» kein Pianist im Bild ist. Als Marilyn Monroe in Wallung bringender Tastentiger wäre José Iturbi sonst vielleicht auch heute berühmter.

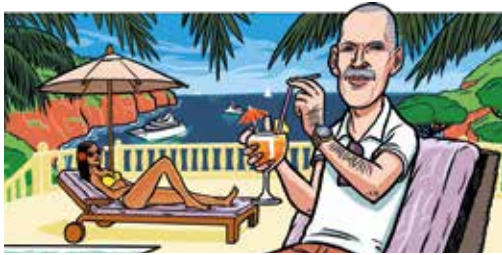
Jazz Fast ein Klassiker Peter Rüedi

Tomas Sauter Quintett (Domenic Landolf, Luzius Schuler, Daniel Schläppi, Kevin Chesham): Treasure Hunt. Catwalk CW 230021-2

Dieses Quintett als eine Art «Swiss Allstars» anzukündigen, liefe der Absicht der daran Beteiligten, gewiss aber der seines Leaders, diametral entgegen. Dennoch ist diese Schatzsuche («Treasure Hunt» heisst die jüngste CD des Bieler Gitarristen Tomas Sauter) eben dies, zumindest zu drei Fünfteln. Mit Ausnahme der beiden jüngsten Mitglieder, des E-Pianisten Luzius Schuler (*1987) und des Drummers Kevin Chesham (gleicher Jahrgang), gehören Sauter selbst (*1974), Bassist Daniel Schläppi (*1968) und Tenorsaxofonist Domenic Landolf (*1969) zur Prominenz des Schweizer Jazz. Und die beiden (relativen) Youngsters bewegen sich durchwegs auf einer Etage mit ihren renommierteren Partnern. Auch die sind freilich von Stargehabe und präpotenter Selbstinszenierung denkbar weit entfernt. Was sie anstreben, ist ein dicht integrierter und dennoch transparenter Gruppensound; ein Klang, bei dem das Ganze mehr ist als die Summe der fünf Individualitäten. Denen, andererseits, keine Selbstverleugnung abverlangt wird. Hier ermöglicht, ja befeuert jeder die Möglichkeiten seiner Partner. Jeder baut mit am Fundament und damit an den Rampen zum Abflug der anderen.

Das gilt zuallererst für Sauter selbst. Der Gitarrist ist ein Solist mit Bezug zur Lingua franca seines Instruments, aber mit einer sehr eigenen Syntax. Freilich ist er auch ein exzellenter Komponist. Alle neun Stücke der CD stammen von ihm. Alle sind sie sehr verschieden in Details und Stimmungslage (von einer mitreissend swingenden Nummer wie «Bumb'n'Jump» bis zu einer dunkel leuchtenden Ballade wie «Afterglow») – alle sind sie so gebaut, dass sie ihre Komplexität eher herunterspielen: Raffinement mit Understatement. Und sie sind, innerhalb einer scheinbar überkommenen Formsprache, von grosser Eigenständigkeit (eben nicht «Originalität») schon in der Entstehung auf das Potenzial der Partner hin konzipiert. Ganz wunderbar ist, wie hier in der Kombination von Gitarre und E-Piano ein drohender Pleonasmus vermieden, eine bei allem ernsthaften Anspruch fliegende Leichtigkeit bewahrt wird. Die macht übrigens auch unter anderem die Faszination von Landolfs Saxofonspiel aus. «Treasure Hunt», erschienen auf Sauters eigenem schönen Label Catwalk, erfindet nicht den Jazz neu. Es erzählt neue eigene Geschichten *in an almost classical mode*.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Hacker-Angriff

Mark van Huissing

Cyber-Angriffe sind eine üble Sache, denke ich, ganz übel. Wenn man liest, wozu böse Hacker fähig sind – technisch sowie von ihrer kriminellen Energie her –, bekommt man es mit der Angst zu tun, grosser Angst. Ich meine, man hat dann möglicherweise mit organisierten Verbrechern zu tun, sogenannten Ransomware-Gruppen aus Russland, Nordkorea, China oder so, die Geld erpressen. Mutmasslich gibt's Verbindungen zwischen den Kriminellen und den Schurkenstaaten, in denen sie sitzen. Mit anderen Worten: *No f...ing around with these guys*, mit denen ist nicht zu spassen.

Solche Vorfälle passieren weit weg, zum Glück – vor zwei Jahren fand ein Ransomware-Angriff auf eine Pipeline in Amerika statt und sorgte dafür, dass dort Treibstoff knapp wurde. Oder vergangenen Sommer machte ein Cyber-Angriff Teile der staatlichen IT-Angebote von Montenegro, einem kleinen Land an der Adria, unbenutzbar. Jetzt aber muss man schreiben: «Die längste Zeit passierten solche Vorfälle weit weg.» Jüngst wurde nämlich ein (weiterer) Hack in der Schweiz bekannt – betroffen sind die NZZ-Mediengruppe, die TX Group (früher Tamedia) sowie der Ringier-Verlag. Der hat richtig reingefedert auf, unter anderem, der *Neuen Zürcher Zeitung*-Redaktion: Die Papierausgabe erschien in reduziertem Umfang, die Online-Version war nicht lückenlos verfügbar. Und es müssen Überstunden geleistet werden, wie mir mein Spion berichtet (nicht kompensierbar, so sieht's aus, o Schreck). Darum ging's der verantwortlichen Hackergruppe mit Namen Play natürlich nicht. Sie wollten Lösegeld respektive wollen Lösegeld. Sonst werden sie weitere erbeutete Daten veröffentlichen, drohte ein Sprecher.

Richtig gelesen: «Weitere erbeutete Daten veröffentlichen.» Die Hacker taten das nämlich bereits. Und dass Sie, Leserin, Leser, davon nichts mitbekommen haben, hat Gründe. Erstens, die Daten wurden im Darknet verbreitet, dem Teil des Internets, auf den Sie (und ich) keinen Zugriff haben. Ausser Sie kennen einen Coder, der ihnen die nötige Software installiert und erklärt (geben Sie mir seinen Namen, bitte). Und zweitens, die veröffentlichten Inhalte waren, sagen wir, von bescheidener Brisanz – beispielsweise Zustelladressen aus den Kantonen Aargau, Solothurn und Basel-Landschaft. Man hätte also vielleicht erfahren, wer in Turgi ein *Tagi*-Abo oder in Biberist den *Blick* im Briefkasten hat. Aber nicht mal, wie viel ein Ressortleiter der *NZZ am Sonntag* verdient, was zwar auch nur eine Miniminimini-Minderheit interessiert (aber mich immerhin).

Sein Unternehmen habe kein Lösegeld gezahlt, sagte CH-Media-Chef Michael Wanner (CH Media stellt der NZZ-Gruppe IT-Dienstleistungen zur Verfügung; zum Unternehmen gehören auch eine Vertriebs- sowie eine Zustellfirma). Zur Höhe des geforderten Betrags machte er keine Angaben. MvH nimmt an, er tat dies weniger aus taktischen Gründen, mehr aus Rücksicht gegenüber den Hackern – sie wollten einen superkleinen Betrag und bekamen nicht mal den.

Cyber-Angriffe sind kein Witz, schon klar. Bloss, denke ich, bereitet eine lahmgelegte IT-Einrichtung den betroffenen Institutionen und ihren Stakeholdern den schwereren Schaden.

«Am meisten Geheimnisse enthüllen vermutlich vertrauenswürdige Angestellte.»

Unerlaubtes Veröffentlichen von Daten dürfte dagegen das kleinere Problem darstellen. Auch weil ein hoher Anteil von Informationen kaum jemanden interessiert.

Doch was die möglichen Folgen von Leaks betrifft, ist die Gefahr, die von Missetätern im eigenen Haus ausgeht, erheblich höher als von fremden Hackern. Edward Snowden, Bradley (heute Chelsea) Manning oder, neustes Beweisstück, Jack Teixeira enthüllten vermutlich am meisten Geheimnisse – und sie alle waren vermeintlich vertrauenswürdige Angestellte der Organisationen, die sie verrieten.

Ähnlich wie bei Banken, übrigens. Tresorräume mit Stahlbetontüren oder vergitterte Fenster schützen vor Räubern, die eventuell ein paar Millionen stehlen könnten. Wohingegen Milliarden vernichten und die Bank an die Wand fahren, ganz legal (sowie mit Hilfe vom Staat ebenfalls), nur Leute aus dem Inneren des Systems können: Geschäftsleitungsmitglieder und Verwaltungsräte wie Rainer Gut, Walter Kielholz, Lukas Mühlemann oder Urs Rohner. Übertrefft das, Hacker.



UNTEN DURCH Schwaches Geschlecht

Linus Reichlin

Ein neuer Gesetzesentwurf der deutschen Regierung sieht vor – und das ist kein Scherz! –, dass Männer in Deutschland im Kriegsfall ihr Geschlecht nicht ändern dürfen. Das wirft die Frage auf, warum zum Teufel es keine Wehrpflicht für Frauen gibt. Offenbar herrscht in der deutschen Regierung nach wie vor die Vorstellung vom «schwachen Geschlecht» vor. Offenbar traut man den Frauen nicht zu, dass sie schwere Munitionskisten auf einen Lastwagen laden und den Kampfpanzer Leopard rückwärts einparken können. Eine andere Erklärung für die Haltung der deutschen Regierung gibt es nicht. Denn objektiv betrachtet, erfüllen heutzutage die meisten jungen Frauen alle Kriterien der Diensttauglichkeit. Ich sehe auf der Strasse jeden Tag junge Frauen, die mir mit Leichtigkeit das Genick brechen könnten. Das sind keine zarten Pflänzchen und Piepsmäuschen. Die machen Hanteltraining und achtzig Sit-ups täglich. Wenn sie joggen, dann als Training für den Marathonlauf. Nach dem Marathon gehen sie noch ins Power-Yoga, denn sie erlauben sich selbst keine Schwäche. Diesen Frauen mangelt

«Mein Eindruck ist, dass Frauen etwas geschickter darin sind, eine Affäre zu verheimlichen.»

Dania Schifftan, Seite 80

es weder an Muskeln noch an Ehrgeiz, schon gar nicht an Intelligenz und einer gewissen Verkniffenheit, die man nicht ganz zu Unrecht für Durchsetzungsvermögen halten könnte. Sie sind kräftig, fähig, klug – aber das nimmt die deutsche Regierung einfach nicht zur Kenntnis. Wenn der Russe kommt, schickt die Regierung wie seit eh und je einfach alles, was einen Schwanz hat, an die Front. Egal, ob der Träger nicht mal auf drei zählen kann. Beim Kriegsdienst zählt nicht die Befähigung, sondern einzig und allein das Geschlecht.

Ich weiss, wovon ich spreche. Bei der Tauglichkeitsprüfung für die Rekrutenschule schaute der Militärarzt auf mein Pimmelchen und knallt den Stempel «Diensttauglich» aufs Papier. Hätte ich eine Vagina gehabt, hätte er den Stempel «Untauglich» hingeknallt. Aber die Wahrheit liegt hier nicht mal in der Mitte: Ich war sogar total untauglich. Wäre der Russe gekommen, wäre ich sofort nach Frankreich desertiert, hätte dort einen Teller Entenherzen gegessen, und danach wäre ich nach Kanada verschwunden. Ich war und bin verfressen und feige. Meine damalige Freundin Susi hingegen war einen Kopf grösser als ich und rannte hundert Meter in zwölf Sekunden. Bei mir waren es zwölf Minuten, weil ich unterwegs ein Salamibrot bestellte. Auf einer Barfusswanderung zog sich Susi mal eigenhändig einen Nagel aus dem Fersenbein. Danach wollte sie tanzen gehen, um, Zitat, «zu sehen, ob ich den Schmerz aushalte». So sind Frauen! Sie sind einfach zäher als Männer, das habe ich mehr als einmal erlebt. Die Verteidigung des Vaterlandes wäre bei Susi in viel besseren Händen gewesen als bei mir. Trotzdem wollte der Schweizer Generalstab mich und nicht Susi in den Krieg schicken – nur weil ich einen Hodensack habe!

«Das ist zu kurz gedacht», sagte mein Freund Bruno, als ich es ihm erzählte, «da muss es noch andere Gründe geben.» – «Ich bin gespannt: Welche?», fragte ich. Bruno dachte lange nach. Er denkt heute noch nach. Weil es objektiv keine plausiblen Gründe gibt! Nun gut, einen natürlich schon: Die Frauen sind verständlicherweise froh, dass sie nicht eingezogen werden. Die Männer wären auch froh, aber ihnen hat man seit Jahrhunderten eingetrichtert, dass es ihre Aufgabe ist, sich von Granaten zerfetzen zu lassen. Deshalb akzeptieren sie die völlig willkürlichen Wehrdienst-mit-Hodensack-Gesetze. Und die jungen Frauen schweigen, obwohl ihnen selbstverständlich bewusst

ist, dass diese Gesetze sie diskriminieren. Aber diese Diskriminierung ist ihnen natürlich willkommen. Das ist genau genommen nicht sehr kameradschaftlich gegenüber ihren männlichen Freunden und Brüdern. Aber sie sind eben auch nur Menschen. Vielleicht zu sehr Menschen. Und so was ist im Krieg ja ein grosser Nachteil.



FRAUEN

Katy Perry, Unheilige

Julie Burchill

Betrachtet man Sängerinnen, lässt sich interessanterweise feststellen, dass die begabtesten (Billie Holiday, Amy Winehouse) oft früh sterben, während diejenigen, die eher ihres Aussehens als ihrer sängerischen Fähigkeiten wegen geschätzt werden (Kylie Minogue, Madonna), sich eines langen Lebens erfreuen.

Wer Katy Perry anlässlich der Krönung von Charles III. hat singen sehen – wo sie ein schulterfreies, wie eine Eistüte geformtes Ballkleid aus Goldlamé trug, das grosszügig Einblick in ihr Dekolleté gewährte –, kam schnell einmal auf den Gedanken, sie wäre nicht so erfolgreich, wenn sie nicht so aussähe, wie sie aussieht, nämlich wie eine Mischung der sexy Trickfilmfiguren Betty Boop und Jessica Rabbit. Ihre eher fade Stimme, die zu keinen besonderen Höhenflügen fähig ist, würde sich wohl am besten dafür eignen, im Fernsehen Hygieneartikel anzupreisen.

Perry hat über 143 Millionen Tonträger verkauft und ist sechs Milliarden Mal gestreamt worden. Aus «Teenage Dream» (2010) wurden fünf Singles ausgekoppelt, die in den USA auf Platz 1 kamen, dies hat kein anderes Album einer Sängerin geschafft. Sie steht viermal im «Guinness World Records»-Buch, besitzt fünf

Billboard Music Awards und steht seit mehr als zehn Jahren auf der *Forbes*-Jahresliste der meistverdienenden Frauen im Musikgeschäft, wobei ihr Vermögen auf 300 Millionen Dollar geschätzt wird. Allein für die «Just Eat»-Werbung verdiente sie zwanzig Millionen Dollar. Sie ist die bestbezahlte Jurorin von «American Idol»: Pro Staffel erhält sie 25 Millionen Dollar, während es Lionel Richie nur auf zehn Millionen brachte. Um sich auf das Krönungskonzert vorzubereiten, unterbrach sie eine Woche lang ihre Konzertsaison in Las Vegas – und diese ist so gut bezahlt, dass Katy Perry erstmals zuoberst auf den «Artist Power Index»-Charts erschien.

Im Zeitalter der *nepo babies* ist aber immerhin festzuhalten, dass Katy Perrys Herkunft bewundernswert unprivilegiert ist: Ihre Eltern waren Pastoren der Pfingstbewegung, und ihre Missionarstätigkeit hatte zur Folge, dass Katy, bis sie elf wurde, nie eine feste Heimadresse hatte; oft lebte die Familie von Lebensmittelmarken und kirchlichen Almosen. Während ihrer Kindheit durfte Katy nur religiöse Musik hören, und mit sechzehn ging sie nach Nashville, um dort ein Album mit christlicher Musik aufzunehmen. Nachdem sich dieses als Flop erwiesen hatte, zog sie mit siebzehn nach Los Angeles, um sich mit profaner Musik durchzuschlagen, und liess nicht locker, bis sieben Jahre später «I Kissed a Girl» zum Hit wurde. Solche Zähigkeit ist sympathisch in einem Gewerbe, das Jammerlappen wie Adele vergöttert. Mittlerweile sitzt Katy Perry mit Orlando Bloom und ihrem Baby in der vierzehn Millionen Dollar teuren Villa in Montecito, und es ist wenig wahrscheinlich, dass man sich auch später noch an sie erinnern wird wie an unsere geliebte Amy. Doch dies dürfte durch ein so luxuriöses Leben mehr als aufgewogen werden.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Messianer

Friedhofsgärtner: Was ist denn in der Kathedrale los? Was machen all die Polizei-, Ambulanz- und Feuerwehrfahrzeuge? Ist der Pfarrer von der Kanzel gestürzt? Ist Feuer im Kirchendach? Steht das Kirchenschiff unter Wasser?

Sigrist: Jemand hat sich ans Kreuz geklebt.

Friedhofsgärtner: Wer macht denn so was? Ein Zeuge Jehovas? Ein Pfingstgemeindler? Ein Wiedertäufer?

Sigrist: Überall im Land haben sich Klimakleber über Nacht Zugang zu Kirchen und Kathedralen verschafft. Die Aktivisten sind über Altäre, Säulen und Kandelaber zu den Kreuzen hochgeklettert und haben sich mit ausgebreiteten Armen daran festgeklebt.

Friedhofsgärtner: Mit welcher Absicht tun die so was? Wollen sie für die Sünden ihrer Klimakommilitonen der «Letzten Generation» büssen, die über Weihnachten nach Bali in die Ferien fliegen?

Sigrist: Sie stellen Forderungen.

Friedhofsgärtner: Was für Forderungen?

Sigrist: Erst einmal fordern sie, dass man sie von den Kreuzen wieder runterholt.

Friedhofsgärtner: Wie originell.

Sigrist: Zudem fordern sie die Kirche dazu auf, die Menschheit vom Kreuz des Klimawandels zu befreien, indem sie die ewigwährende, heilige Klimakonferenz ausruft, über Klimasünder den Kirchenbann verhängt und mit Klima-Ablasszahlungen die Klimabewegung unterstützt.

Friedhofsgärtner: Und was sagt die Kirche?

Sigrist: Die Bischofskonferenz tagt noch.

Friedhofsgärtner: Was gibt es da zu überlegen?

Sigrist: Die Kirche erwägt, das Opfer anzunehmen, die Klimakleber am Kreuz kleben zu lassen und das Klima für gerettet zu erklären.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Hoch die Tassen

Gerade im Frühling ist das Teehaus «Tetsu» des exzentrischen Architekten Terunobu Fujimori ein märchenhaftes Erlebnis.



Verhüllte Technik: Teebaumhaus im japanischen Hokuto.

Wenn man das Häuschen betritt, ruckelt es ein bisschen. Kein Wunder, denn es befindet sich in vier Metern Höhe und wird bloss von einem Zypressenstamm gestützt. Über ein Leiterchen gelangt man ins Innere dieses märchenhaften japanischen Teebaumhauses, das sich im Kiyoharu Art Village in Hokuto befindet. Die Stadt liegt gut 150 Kilometer östlich von Tokio. Im «Tetsu» erlebt man im Frühling nicht nur das einzigartige Teezeremoniell, man sitzt gleich auch noch inmitten der Kirschblütenpracht, für die Japan ebenfalls bewundert wird.

Er baut sie auf der ganzen Welt

Erdacht hat sich diese eigenwillige Konstruktion der Architekt Terunobu Fujimori. Es ist nicht das einzige Teehaus in seinem Repertoire. Fujimori ist berühmt dafür. Auf der ganzen Welt hat er, meistens im Rahmen von Ausstellungen, schon ähnliche Stuben in luftiger Höhe errichtet. Er sieht sich deshalb nicht als eiserner Bewahrer von Japans Traditionen, vielmehr versucht er, mit ihnen zu spielen. Terunobu, der lange als Architekturtheoretiker wirkte und erst mit über vierzig Jahren zu

bauen begann, möchte mit seinen Teehäusern etwas Neues schaffen. So muss man sich beim Betreten solcher Einrichtungen normalerweise bücken, in Terunobus Baumwelten wird geklettert. Auch hält der mittlerweile 76-Jährige mit seinen Ideen bewusst gegen die weitverbreitete Technologiebesessenheit seiner Landsleute. Seine Häuschen orientieren sich, was Material und Form betrifft, an der knorrig-krummen Natur. Wobei: Terunobu baut mit modernster Technik und geht wissenschaftlich vor. «Die Menschen sind erst zu Menschen geworden, als sie begonnen haben, sich mit Kleidern zu bedecken, genauso ist es bei meinen Teehäusern – natürliche Baustoffe umhüllen die moderne Technik im Innern», sagte er vor ein paar Jahren weise.

Es beginnt, wenn Ruhe herrscht

Gäste kommen ins «Tetsu», um in ungewohnter Atmosphäre Gespräche zu führen und natürlich um Tee zu trinken. «Das Tolle an meinen Teehäusern ist auch, dass sie so schön schwanken. Erst wenn alle Beteiligten zur Ruhe gekommen sind, kann die Teezeremonie beginnen», erklärte der Baukünstler.



MAURA WASESCHA®

Luxury Properties for Rent and Sale



Maximum Wellbeing

“Was bedeutet Luxus, wenn Sie keine Zeit haben, ihn zu genießen?”

Maura Wasescha

Luxus bedeutet, sich nicht um Fragen des Luxus kümmern zu müssen. Sondern den perfekten Moment genießen zu können. Im Kreise der Familie, mit Freunden. Völlig sorgenfrei, im Wissen, dass im Hintergrund ein Team bereit steht, das alle Wünsche erfüllt. Deshalb bietet Maura Wasescha nicht einfach exklusivste Immobilien zum Kauf oder zur Miete. Maura Wasescha bietet mehr. Sie bietet den perfekten Luxuservice. Damit die Magie des Momentes zum zeitlosen Genuss wird.



Bauchredner Roli Berner, Jass-Lady Monika Fasnacht, Ehemann Reto May.



Entlebucher Jodelstars: Elena Müller, Franz Stadelmann und Tabea Müller.



Comedy-Sieger: Charles Nguela (r.) mit seinem Manager Tim Tanner.



Matteo Santafemia, David Constantin (r.) («Tschugger»), Rainer Maria Salzgeber.



Hoher Gast: Bundesrat Albert Rösti mit Gattin Theres, Publikumsliebbling Fabienne Bamert, Veranstalterin Monika Kaelin, Bamerts Ehemann und Ruder-Olympiasieger Mario Gyr.

BEI DEN LEUTEN

Glänzender Prix Walo

Die Gala zum wichtigsten Preis im Schweizer Showbusiness ging in Zürich zum 47. Mal über die Bühne.

André Häfliger

Strahlende Sieger, festliche Stimmung und 550 begeisterte Gäste. Im TV-Studio Leutschenbach ging es hoch zu und her. «Dieser Event ist immer wieder einzigartig schön», schwärmte **Melanie Oesch**, die mit ihrer Familienformation «Oesch's die Dritten» in der Jodelkategorie gewann. Für den Erfolg des Events verantwortlich ist die Schwyzer Entertainerin **Monika Kaelin**, Präsidentin der Showszene Schweiz. «Sie ist mit Leib, Seele und viel Herzblut dabei», weiss Volksmusiklegende **Sepp Trütsch**.

Abräumer des Abends: **David Constantin**, der doppelt absahnte. Zuerst als bester Schauspieler, dann als eine der Hauptfiguren in der SRF-Serie «Tschugger». Constantin: «Ist heute Ostern oder Weihnachten?» Sänger **Bastian Baker** (Sieger Pop/Rock-Sänger), Patent-Ochsner-Frontmann **Büne Huber** (Sieger Pop/Rock-Band) und Kollegin **Joya Marleen** (Siegerin Newcomer) grinsten daneben: «Beides!» Marleen gewann den Newcomerpreis bereits an den Swiss Music Awards 2022.

Höhepunkt des Abends: die hochprofessionelle Moderation von **Cloé Maria Salzgeber**. Die

Tochter von Kochexpertin **Chantal Salzgeber** und TV-Star **Rainer Maria Salzgeber** glänzte mit Witz und Charme. Hoffentlich wird die 22-jährige Walliserin bei «Gesichter & Geschichten» auf SRF bald nicht nur hinter, sondern auch vor der Kamera stehen! Salzgeber moderierte zusammen mit Bauchredner **Roli Berner**. «Sie hätte auch einen Prix Walo verdient», schwärmte Sängerin und Ehrenpreisträgerin **Paola Felix**. Jahrzehntlang hatte sie mit ihrem 2012 verstorbenen Ehemann **Kurt Felix** die Fernseh-Showzone in der Schweiz und in Deutschland («Verstehen Sie Spass?») bereichert. «Ich freue mich riesig und bin sehr dankbar», sagte sie. Einer der ersten Gratulanten war Schauspieler **Walter Andreas Müller**, fünffacher Prix-Walo-Sieger: «Das hat Paola mehr als verdient!»

Die weiteren Gewinner der von **Rolf Knie** vor 25 Jahren geschaffenen Trophäe: **Fabienne Bamert** (von Bundesrat **Albert Rösti** geehrter Publikumsliebbling), **Charles Nguela** (Comedy), «Oh läck du mir!» (Musical), «HD Soldat Lämppli» (Komödie), «Die goldenen Jahre» (Fernsehen).



Musical-Sieger «Oh läck du mir»: Produzent Freddy Burger, Ehefrau Isabella Recker.



Gutgelaunt: Schauspieler Gilles Tschudi, Theaterchefin Caroline Rasser (Siegerin Komödie, «HD Lämppli»), Patent-Ochsner-Frontmann Büne Huber (Sieger Pop/Rock-Band).



Im Gespräch: Ehrenpreisträgerin Paola Felix, Sänger Michael von der Heide.



Hanna Scheuring (Bernhard-Theater), Partner Daniel Rohr (Theater Rigiblick).



Am Leutschenbach: Künstler Rolf Knie, Ehefrau Belinha, Pferdedompteur Ivan Knie.



Jodel-Gewinner: «Oesch's die Dritten» mit Hansueli, Annemarie, Melanie und Mike Oesch sowie Urs Meier.



Newcomer-Preisträgerin Joya Marleen, Galamoderatorin Cloé Maria Salzgeber.

Prächtige Brasserie mit Schattenseiten

Dupont – Brasserie & Bar, Beatenplatz 4,
8001 Zürich, Tel. 044 542 92 20

Am Beatenplatz – gewissermassen zwischen dem Zürcher Hauptbahnhof und dem Limmatufer – findet sich die Brasserie «Dupont». Damit ist beim Bahnhofquai gewissermassen ein Name wiederauferstanden, der schon früher einen guten Klang hatte und ein vielfältiger Treffpunkt war. Zwischenzeitlich waren hier ein Kino und ein dem Film gewidmetes Restaurant untergebracht. Nun ist ein grosszügiger Raum entstanden, hoch und weit und mit einer grosszügigen Terrasse auf dem Beatenplatz.

Das ist eine Bereicherung für die Restaurant-szene an der Limmat. Grosse Kronleuchter, eine hochaufgetürmte Bar – mit einer Sammlung aller Drinks, die das Herz begehrt – und ein



hübsches Dekor lassen uns bei dieser Brasserie an viel grössere Städte denken.

Wir haben begeisterte Kommentare gehört und wollten so schnell wie möglich einen eigenen Eindruck gewinnen: Die Bedienung war herzlich und kompetent. Das Gleiche kann man allerdings von der Küche nur bedingt behaupten. Die Pizza hat uns – trotz einem etwas gar weichen Boden – gewissermassen über Wasser gehalten. Der Business-Lunch begann mit einer Karotten-Ingwer-Suppe, an

der nichts auszusetzen war, aber der Hauptgang, ein Ossobuco mit Gremolata, war gehörig misslungen: Die Kalbshaxentranche war eher trocken, wirkte aufgewärmt und wurde von einer dunkelbraunen Sauce ertränkt, die auch dem Safranrisotto keine Chance liess. Unser Gegenüber hatte sich für ein Kalbshacksteak an Morchelsauce entschieden, und auch hier dominierte die dunkelbraune Sauce, die weder vom Hacksteak noch von den Morcheln irgendein Eigenaroma übrigliess. Schade!

An sich hat die Karte einige gute Dinge gelistet: Caesar Salad, Salade niçoise, Vitello tonnato, verschiedene Poké Bowls, Rindstatar vom Schweizer Angus-Rind, ein Beefburger im Brioche-Bun oder Moules et frites und auch Klassiker wie Zürcher Kalbsgeschnetzeltes und Wienerschnitzel. Wir können nur hoffen, dass wir beim Bestellen vom Pech befallen waren und völlig falsch gewählt haben.

WEIN/PETER RÜEDI

So fern, so nah

Furmint & HUN. Tokaji DHC.
Mádi Furmint 2020. 13%.
Divo, Givisiez. Fr. 18.– (für Mitglieder
Fr. 16.20). www.divo.ch

Wer über Wein schreibt, wird unweigerlich für einen Fachmann gehalten. Was mich betrifft, hilft es wenig, wenn ich mich als Amateur bekenne. Als Amateur im Wortsinn zwar, als ein Liebhaber. Es wird für Koketterie gehalten, wenn ich in geselliger Runde bei der Frage, ob denn bei einer Flasche ein Korkgeschmack auszumachen sei, allemal auf meine Restlebensgefährtin verweise, die mit ihrer feineren Nase noch den leisesten Anflug von Trichloranisol (die chemische Bezeichnung für das, was der Schweizer *Zapfen* nennt) ausmacht. So war für mich, zu meiner Schande, das grosse Weinland Ungarn bislang eher eine exotische Destination. Obwohl ich um die lange Geschichte namentlich des Tokajers wusste, des ersten Süssweins aus edelfaulen Trauben (lang vor den deutschen Spätlesen und noch länger vor den Süssen aus Sau-



ternes). Und obwohl mir bekannt ist, dass wahre Profis die Wiedergeburt des ungarischen Weins nach dem Niedergang in den Jahren des Kommunismus längst registriert haben. Namentlich die des Tokajers. Hugh Johnson, der legendäre Weinautor, gründete 1989 eine «Royal Tokaji Wine Company», und der nicht weniger legendäre spanische Spitzenproduzent «Vega Sicilia» investierte in der Zone. Unter anderen.

Nun aber weckt mich ein Tokajer der anderen Art aus meiner Ignoranz, ein trockener Wein aus der Sorte Furmint. Den verdanke ich dem (für jeden zugänglichen) Weinklub Divo, und das Wissen darüber, jenseits meiner spontanen hellen Freude, dessen Mit-Direktor José Vouillamoz. Der ist als Rebgenetiker eine internationale Kapazi-

tät und weiss aus DNA-Analysen des Furmint um dessen Herkunft aus einer «natürlichen Kreuzung zwischen Gwäss (Gouais blanc) und einer sehr seltenen Sorte aus Rumänien namens Alba Impu-totato. Dank einer weiteren natürlichen Kreuzung mit einer unbekanntem Varietät ist der Furmint auch ein Elternteil des Harslevelü aus der Region Tokaj und, überraschender, des Gros Bourgogne in der Schweiz. Letzterer wird im Oberwallis auch *Plantscher* genannt».

So fern, so nah. Doch genug der Ahnenforschung. In der generellen Renaissance des ungarischen Weins erlebt der trockene Furmint seine eigene, sozusagen eine Renaissance im Quadrat. Deren Urheber, ein eigentlicher Star des Tokaj überhaupt, ist István Szepsy. Der stupende Weisse Furmint & HUN kommt allerdings von seinem Sohn István junior respektive aus dessen Kellerei in Mád. Intensive Blütenaromen, Apfel, junger Pfirsich, Muskat; einige exotische Noten (Litschi?). Viel Substanz am Gaumen, aber auch viel vibrierende Säure. Und etwas salzig mineralischer Biss vom vulkanischen Terroir. Ein Wein wie keiner.

Mein Hippie-Bus

Kein anderes Modell sorgt so konsequent für gute Laune wie der elektrische VW ID.Buzz.



Man sollte sich trotz Sekundenkleber auf Asphalt, Velovorzugsrouten und anderen Zeitgeistideen keine Illusionen darüber machen, dass Autos eine breitgestreute Faszination und eine grosse Anziehungskraft auf Menschen ausüben. Steht irgendwo ein halbwegs interessantes Fahrzeug, wird es angeschaut oder fotografiert, Automessen – wo sie noch stattfinden – ziehen immer noch Tausende Besucher an.

Vor fast zehn Jahren erschien in der *Süddeutschen Zeitung* ein Artikel, in dem das Ende des Autos als Statussymbol ausgerufen wurde. «Peak Car» sei erreicht, individuelle Mobilität nicht mehr gefragt, so die Schlussfolgerung der Autorin. Auch wenn sich Nutzungsformen ändern, die Technologie sich entwickelt, ändert das nichts an der Magie, die der eigene Wagen für viele hat.

Wie gross die Ausstrahlungskraft eines modernen Autos sein kann, fiel mir auf, als ich die letzten Tage im elektrischen VW ID.Buzz unterwegs war. Die Namensgebung des Modells wäre Stoff für mehrwöchige Marketing-Seminare; darum soll es hier nicht gehen. Vielmehr um den Wagen an sich, mit dem VW den legendären Hippie-Bus «Bulli» mit gekonnter Lässigkeit in die Neuzeit überführt hat.

Der ID.Buzz ist ein geräumiger Van mit zwei elektrischen Schiebetüren an der Seite und einem stimmigen Aussendesign: Von vorne wirkt der Bus mit seinem freundlichen Gesicht ein wenig, als sei er direkt aus dem Pixar-Trickfilm «Cars» gefahren, das üppig dimensionierte VW-Logo an Front und Heck kann als Ausdruck eines gesunden Selbstbewusstseins von Designern und Entwicklern gelesen werden. Vor allem aber wirkt der

ID.Buzz wie ein Rasensprenger der guten Laune, der feine Tröpfchen positiver Gefühle verteilt. Zunächst einmal beim Fahrer: Jedes Mal, wenn ich mich in die angenehm erhobene Position hinter dem Lenkrad gesetzt hatte, erhellte sich meine Stimmung. Der moderne VW-Bus fährt sich naturgemäss leichtfüssig, der Wendekreis ist angenehm City-tauglich, vor allem aber sind auch die Reaktionen der Umwelt konsequent wohlwollend. Ich bin schon lange kein Auto mehr gefahren, auf das die Leute so zustimmend reagiert haben: mit lachenden Gesichtern, hochgestreckten Daumen und sichtbarem Ausdruck der Zustimmung.

Und schliesslich macht der ID.Buzz aus praktischer Sicht Freude. Der Innenraum ist hervorragend gestaltet – praktisch, übersichtlich und ästhetisch –, das Raumangebot hervorragend. Mein Rennvelo konnte ich mühelos aufrecht zwischen Vordersitzen und Rückbank verstauen. Die Sitzbank lässt sich zudem längs verschieben, dahinter versteckt sich ein sehr grosser Kofferraum mit 1121 Liter Fassungsvermögen. Die Reichweite pendelte sich im Test bei etwa 350 Kilometern ein, was vollauf ausreicht. Vor allem aber ist der VW ID.Buzz ein Sympathieträger der gerne totesagten individuellen Mobilität.

VW ID.Buzz Pro Launch

Motor/Antrieb: E-Motor, 1-Gang-Automat, Heckantrieb; Leistung: 204 PS / 150 kW; max. Drehmoment: 310 Nm; Verbrauch (WLTP): 24,6 kWh/100 km; Batterie: 77 kWh (netto); Leistungsaufnahme: max. 170 kW; Reichweite: bis zu 425 km (WLTP); Beschleunigung (0–100 km/h): 10,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 145 km/h; Preis ab: Fr. 67'860.–, Testwagen: Fr. 85'001.–



OBJEKT DER WOCHE In 90 Sekunden zum Genuss

Elektrischer Pizzaofen «Ooni Volt 12»
Online für 899 Euro erhältlich

Dass die Finnen wissen, was zu tun ist, wenn es heiss zu- und hergehen soll, beweisen sie mit ihrer jahrtausendealten fabelhaften Saunakultur. Seit ein paar Jahren macht der in Schottland lebende Finne Kristian Tapaninaho zusammen mit seiner Frau Darina Garland auch einer italienischen Tradition Dampf. Um 2012 herum erfand Tapaninaho den weltweit ersten erschwinglichen portablen Ofen, der sich fürs private Pizzabacken eignet. Die Firma der beiden heisst Ooni (früher Uuni, was auf Finnisch «Ofen» bedeutet). Sie hat mittlerweile weltweit rund 350 Angestellte und hat bis anhin Geräte produziert, die mit Holzpellets oder Gas auf 500 Grad aufgeheizt werden können und die Pizza so, ganz im neapolitanischen Stil, in ein bis zwei Minuten genussbereit machen.

Nun bringt das Unternehmen seinen ersten elektrischen Ofen für drinnen und draussen auf den Markt. Der «Volt 12» erreicht in zirka zwanzig Minuten seine Betriebstemperatur von 450 Grad und hat den Vorteil, dass man Unter- und Oberhitze genaustens regulieren kann. Manche nennen das handliche Gerät deshalb auch den Sous-vide-Garer des Pizzabackens. Es fasst Pizzen bis zu 33 Zentimetern Durchmesser und verwandelt den herzhaft belegten Teig mit 160 Watt in 90 Sekunden zur heissen Delikatesse.

Informationen: ooni.com

Benjamin Bögli

Cancel-Culture royal



Prinz Harry mit Gesichtsverlust.

Die Symbolik der royalen Ereignisse fasziniert in jedem Detail, die materialisierten Hoheitsrechte wie Reichsapfel, Schwert, Zepter und dergleichen, die Kleider, die Musik, die Wappen, Stickereien sind ein Fest der Zeichenlehre; die Rituale auf die halbe Minute genau mit Bedeutung aufgeladen. Sitzordnung, Kameraeinstellungen: Nichts wird dem Zufall überlassen. Bei diesem semiotisch

perfekten Inszenierungshandwerk amüsieren die eingestreuten Bosheiten. Man stellt sich die Briefings der Protokollbeauftragten und Kommunikationsleute zuhänden von Prinzessin Anne zur Krönung von König Charles III. vor, wie man diskret mit unliebsamen Gästen wie dem aus den royalen Pflichten entbundenen Prinz Harry umzugehen hat: «Ihre Königliche Hoheit, damit die Sicht für

die Untertanen auf das Wesentliche gewährleistet ist, empfehlen wir Ihnen, zur Krönung mit Hut mit möglichst ausladender Feder zu erscheinen.» Bei der Abdankung von Königin Elizabeth II. wurde die Sicht auf Meghan Markle durch eine Kerze versperrt.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gehen Männer häufiger fremd als Frauen?

M. O., Zürich

Es sieht so aus, als ob die Frauen aufholten. Schaut man sich die Zahlen an, sieht man aber auch, dass immer noch mehr Männer fremdgehen als Frauen. Doch die Informationen sind mit Vorsicht zu geniessen. Denn wer gibt schon gerne zu, dass er nach dem Büro noch kurz zu seiner Geliebten zu einem Stelldichein fährt? Es ist gar nicht so einfach, verlässliche Daten zu erhalten, was daran liegt, dass Fremdgehen nach wie vor ein Tabuthema ist. Ganz pragmatisch könnte man auch sagen, dass ja jeder Topf, der neue Wege geht, auch einen passenden neuen Deckel finden muss. Unterm Strich liegen die Zahlen deshalb auch nicht so sehr weit auseinander. Mein Eindruck ist, dass Frauen etwas geschickter darin sind,



eine Affäre zu verheimlichen. Wenn sie sich entscheiden, ihrem Partner nichts davon zu erzählen, geht das oft eine sehr lange Zeit gut. Männer dagegen sind tendenziell plumper im Verheimlichen, möglicherweise aus schlechtem Gewissen oder aus der Überheblichkeit heraus, dass ihnen der Seitensprung zustehe. Das sind meine persönlichen Beobachtungen aus der Praxis.

Warum entscheiden sich Männer und Frauen überhaupt für eine Aussenbeziehung?

Sind wir einfach nicht dafür gemacht, monogam zu leben? Ist es normal, dass es vor allem in längeren Beziehungen auch mal sexuelle Abwechslung braucht? Oder stimmt etwas in der Partnerschaft nicht (mehr), so dass Menschen sich anders orientieren und eine Affäre beginnen?

Fremdgehen bedeutet für die meisten Menschen, etwas Verbotenes zu tun. Warum muss das so sein, und was geschieht, wenn wir diese Sicht hinterfragen? Dann könnten wir eher nach den Ursachen forschen und gemeinsam schauen, was Männer und Frauen brauchen, um in erfüllenden Beziehungen ihre Sexualität zu leben.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Alex Fach

Seine Eltern verboten ihm einst, an Autorennen teilzunehmen. Heute ist der Innerschwyz-Unternehmer eine der wichtigsten Persönlichkeiten im Schweizer Motorsport.

Sattel in Innerschwyz zeichnet sich nicht nur durch seine Bilderbuchlandschaft aus. Freunde des Motorsports kennen die Gemeinde auch als Sitz des Unternehmens Fach Auto Tech, einer Institution in der Branche.

Wir treffen den Gründer, Alex Fach, zum Kaffee in seinem gutorganisierten Betrieb, einer Mischung aus Rennstall und Autogarage. Die Leidenschaft für das Automobil wurde ihm in die Wiege gelegt. Bereits sein Vater, hauptberuflich Gastronom, handelte mit Autos. Es war also natürlich, dass Alex Fach eine Lehre als Automechaniker absolvierte.

Als in dem jungen Alex Fach allerdings die Begeisterung für den Motorsport keimte, verboten ihm die Eltern, dieser nachzugehen. «Sie schätzten das finanzielle Risiko als zu hoch ein», sagt der Unternehmer und lacht. Er tat es trotzdem und fuhr in den 1980er Jahren als Rennfahrer in der Schweiz. 1994 gründete er ein eigenes Unternehmen mit Motorsportteam, das bis heute der ideale Kern seines auf über dreissig Mitarbeiter angewachsenen KMUs ist. Neben der Motorsport-Abteilung beinhaltet die Fach Auto Tech eine vollwertige Allmarken-Autohandlung und eine gutausgerüstete Werkstatt (Spezialisierung: Porsche) mit Carrosserie und Autolackiererei.

Banque Havilland als Sponsor

Eine innige Verbindung pflegt Fachs Firma mit Porsche. Seit über zwanzig Jahren beteiligt sich das Team Fach Auto Tech an verschiedenen Porsche-Cups. «Aktuell haben wir neun Autos und neun Fahrer, die im Porsche Sports Cup Swiss sowie im internationalen Porsche Mobil 1 Supercup und im deutschen Carrera Cup mitfahren.» Mit sichtlicher Freude zeigt uns Fach einen Porsche-GT3-Rennwagen. «Unsere Autos sind in ganz Europa immer in Bewegung. Der hier war gestern zum Test in Monza.»

Was braucht es, um im Rennsport erfolgreich zu sein? Am wichtigsten, sagt Fach, sei es, gute Fahrer unter Vertrag zu nehmen. Die erfolgreichsten müsse man bezahlen, während sich weniger bekannte, junge Fahrer ins Team einkaufen. Der Motorsport sei zudem sehr teuer und



«Immer in Bewegung»: Firmenchef Fach.

exklusiv. Einnahmen erziele man hauptsächlich aus drei Quellen: aus jungen Fahrern, die sich ins Team einkaufen, aus Preisgeldern und von Sponsoren. «Ohne Sponsoring wäre es nicht möglich.» Mit dem Sportschuh-Hersteller Lowa und dem Autolack-Unternehmen André Koch verbinden Fach langjährige Partnerschaften.

Seit neuestem unterstützt auch die Schweizer Niederlassung der luxemburgischen Privatbank Havilland den Rennstall von Alex Fach als Seriepartner im Porsche Mobil 1 Supercup, der im zeitlichen Gleichklang und auf den Strecken

der Formel 1 abgehalten wird. Die neue Bankpartnerschaft erklärt Alex Fach so: «Der Rennsport ist sehr emotional und voller grossartiger, authentischer Erlebnisse – danach suchen die Leute.» Das sehe man auch daran, dass das Team Fach Auto Tech der wichtigste Identifikationsfaktor für seine Mitarbeiter im konventionellen Autogeschäfts sei. «Meine Mitarbeiter könnten vielleicht anderswo einen ruhigeren Job machen, aber uns alle verbindet die Leidenschaft für das Auto und unser Rennteam.»

Florian Schwab

Sara Leutenegger, Model

Die 28-Jährige träumt von einer Weltreise, wählt FDP oder SVP, einen Seitensprung würde sie nicht verzeihen – und sie sagt, wie Liebesbeziehungen halten.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Sara Leutenegger: Wahrscheinlich jede Mutter in ihrer Rolle und all den dazugehörigen Aufgaben.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Leutenegger: Roger Federer! Ich durfte sogar ein Foto mit ihm machen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Leutenegger: Ich glaube, dass ich mich in einem Umfeld bewege, das meine Meinungen und Überzeugungen mehrheitlich teilt. Meine Bubble und Mitmenschen sind tendenziell gleichgesinnt wie ich.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Leutenegger: Genügend, um mir keine Sorgen machen zu müssen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen sie bei einem Mann am meisten?

Leutenegger: An meinem Mann schätze ich am meisten, dass er mich immer unterstützt und mich auf meinem Lebensweg begleitet und mich in meinen Taten, Wünschen und Träumen stärkt.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Leutenegger: Dass ich einen meiner liebsten Menschen verliere.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Leutenegger: Bei der Geburt meines Sohnes Pablo.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Leutenegger: *No comment.*

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Leutenegger: Ich glaube an Gott, bin aber nicht sehr religiös.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Leutenegger: FDP und SVP.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Leutenegger: Das behalte ich für mich.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Leutenegger: Vom Reisen, ich würde so gerne mal eine Weltreise machen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Leutenegger: Nichts, ich bin stolz und glücklich, zufrieden zu sein mit meiner Erscheinung.



«Frieden auf Erden»: Sara Leutenegger.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Leutenegger: Bis zum Ende meines Lebens möchte ich meine Frühlingsabende nur mit meinem Ehemann verbringen können.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Leutenegger: Nein.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Leutenegger: Mit Pocahontas.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Leutenegger: Von einem älteren Herrn habe ich im Flugzeug den Ratschlag bekommen, wie man eine Beziehung für immer halten kann. Er meinte: «Früher, wenn eine Mikrowelle kaputt gegangen ist, hat man sie repariert. Heute ersetzt man sie einfach. Genau das ist das Problem der heutigen Gesellschaft, man repariert nicht mehr, man ersetzt einfach. Somit, wenn eine Beziehung für immer halten soll, muss man daran arbeiten und sie auch mal reparieren und nicht gleich aufgeben.»

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Leutenegger: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Leutenegger: Ich bin seit bald vier Jahren Vegetarierin, wenn möglich ernähre ich mich zu Hause auch vegan. Jedoch finde ich es auswärts oft schwierig, gute vegane Alternativen zu finden. Daher bleibe ich noch lieber Vegi.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Leutenegger: Ich glaube, dass unsere Seelen weiterleben.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Leutenegger: Ich würde Waffen verbieten. Es mag wie ein Klischee klingen, doch ich wünsche mir Frieden auf Erden.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

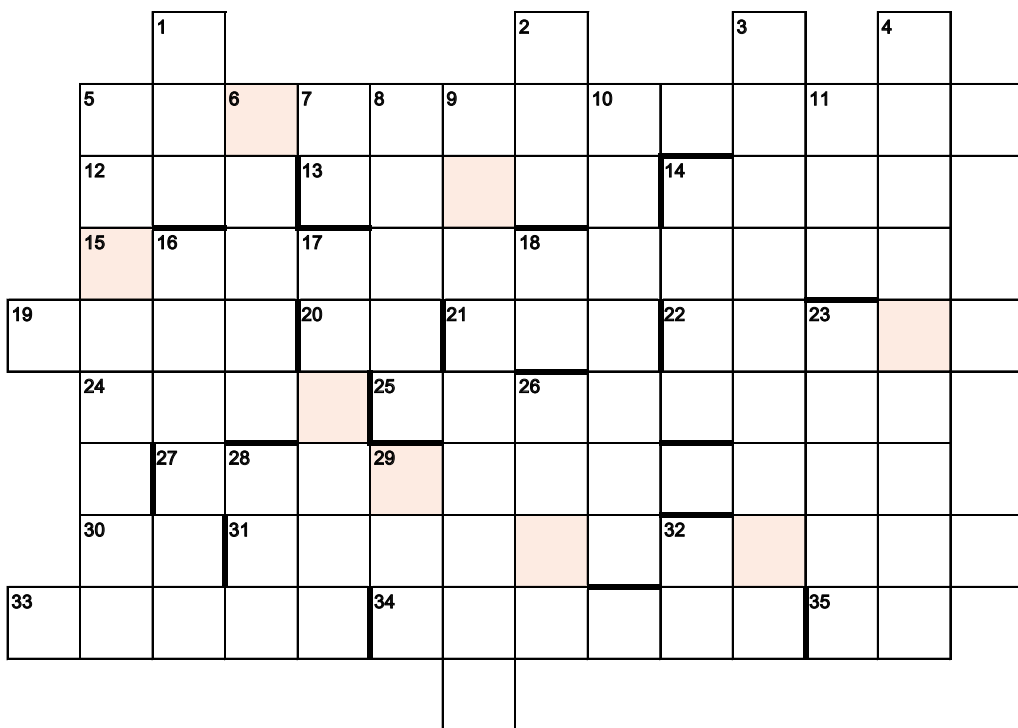
Leutenegger: Ich würde gerne singen können. Ich singe so gerne, nur ist mein Gesang sehr schlecht.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Leutenegger: Meine Mutter und mein Mann.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Leutenegger: Am Morgen, wenn ich mit meinem Mann und meinen Kindern im Bett liege und wir alle zusammen kuscheln.



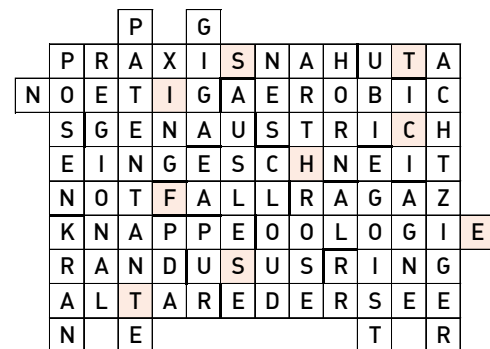
Lösungswort — Phase, in der Programmfehler gehäuft auftreten?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 sind Menschen so, geht es ihnen schlecht, Dinge hingegen sind in diesem Zustand in der Regel besser 12 neu, aber klassisch 13 wird bei Porto eins mit dem Meer 14 verkehrt herum eingescannte Gutscheine 15 tönt freundlicher als Clan 19 sich treffen im Armeetenü 20 Gruss am Anfang von Hilfseinsätzen 21 ist nach Jan an der Reihe 22 dieser Flugkünstler ähnelt dem König der Tiere 24 internationaler Aufstieg 25 betrügerischer Trick mit einem Generalabonnement? 27 ist mehr als nur unterirdisch 30 Germany im World Wide Web 31 lassen sich mit Händen deutlich einfacher öffnen als mit Hufen 33 fallen auf dem Euro-Konto kaum ins Gewicht, im Portemonnaie aber schon 34 Ansturm auf eine DDR-Partei? 35 neuer Name in Finnland

Senkrecht — 1 die Odyssee fand zum Grossteil auf ihr statt und endet auch damit 2 verückt, aber im Wirrwarr nicht schwer zu finden 3 tun Golfer und Polizisten 4 Biologen interessieren sich nicht nur dafür, sondern gehören schlicht dazu 5 Eigenschaft von Passstrassen? 6 Wasserfahrzeug-Genitiv für die Füsse 7 gekürzte Edition 8 wie Gärtners Wunschzukunft aussieht 9 sollte ein Jäger im Wald möglichst nicht – wenn doch sollte er wohl besser ... zurückgreifen 10 Teil eines verminten Baums? 11 verdreifacht soll dieses dir Glück bringen 14 Gebäudeteil, von experimentierfreudigen Gamern gerne mal eingemauert 16 einher in ordentliche Kolonnen geordnet 17 haben Engländer nicht nur auf dem Schreibtisch, sondern auch im Bett 18 Verfasserinitialen der relativ bekannten physikalischen Abhandlung «Zur Elektrodynamik bewegter Körper» 23 ist eine Regel nicht blutig, ist sie möglicherweise so 26 wie ein Gerichtsurteil ausfallen und ein Gastrokritikerurteil lauten kann 28 ist richtungsweisend und in Postautos mit dabei 29 Artikel für Vegas 32 an Wasserstoffmangel leidender Nachtvogel

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 817



Waagrecht — 3 PRAXISNAH 9 UTah 11 NOETIG 12 AEROBIC (Aero-Bic) 14 GENAU 15 STRICH 16 EINGESCHNEIT (Anagramm) 20 NOTFALL (not fall = engl. f. nicht Herbst) 21 RAGAZzi della Nord 24 KNAPPE 27 (Z)OOLOGIE (=Eierkunde) 28 RAND 29 USUS 30 RING 31 ALTAR 32 EDERSEE (Meister Eder)

Senkrecht — 1 PATENTANTE (Patent-ante) 2 GIGA 3 POSEN 4 (RE)GION(AL) 5 RELAXING 6 NES 7 ARTHROSE (Arth-Rose) 8 HORNOCHSEN 9 UBI (lat. f. wo) 10 ACHTZIGER (acht Ziger) 11 AUSLESE (Kaffeemarke v. Melitta) 12 AEROBIC (franz. f. hier) 13 ICI (franz. f. hier) 17 EA 18 CLOUD 19 EGOIST (aus «Egoist» v. Falco) 22 AL Capone 23 LASAGNE 24 KRANKENHÄUSERN 25 (U)PDATES (Personal Digital Assistant) 26 PUR (dt. Pop-Band) 30 RR

Lösungswort — **STICHFEST**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE



ROLEX CERTIFIED PRE-OWNED

Rolex Uhren sind legendär langlebig, weshalb sie über die Jahre häufig mehr als ein Handgelenk zieren. Rolex bietet Ihnen nun die Möglichkeit, bei offiziellen Fachhändlern Zeitmesser aus Vorbesitz zu erwerben, die von der Marke zertifiziert und garantiert sind. Für diese zertifizierten Uhren gelten dieselben strengen Qualitätskriterien wie für alle Produkte von Rolex. Ausserdem gilt ab dem Datum des Wiederverkaufs durch einen Rolex Fachhändler eine internationale Garantie von zwei Jahren. **Jede Rolex erzählt eine Geschichte. Schreiben Sie das nächste Kapitel.**

#Perpetual

BUCHERER
1888

ROLEX